Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur Richard Muther: Kunst / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal: Lyrik.

Nummer 12 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **20. März 1908**

Die Deutschen im Osten Deutschlands

und sieben andere Aufsätze aus dem Jahre 1848.

Von Max Stirner.

Letzte Funde, herausgegeben von John Henry Mackay.

Vorbemerkung.

Während in Amerika die um die Forschungsergebnisse der letzten zehn Jahre bereicherte zweite Auflage meiner Lebensgeschichte Max Stirners („Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1898") für den Druck vorbereitet wird, die dort vor der deutschen und zunächst in englischer Sprache erscheinen soll, da die Theilnahme der Deutschen sie meinem Verleger einstweilen nicht ermöglicht, biete ich hier die letzten Funde aus der geistigen Hinterlassenschaft Stirners selbst.

Ich darf sie so nennen. Denn die Arbeit der Durchforschung zeitgenössischer Litteratur ist in den letzten zwanzig Jahren, und in den letzten zehn nicht nur von mir allein, so ausgiebig gethan, daß keine Hoffnung mehr besteht, es könnten sich diesen Funden, die ich hier aus völliger Verschollenheit zum ersten Male wieder ans Licht hebe, noch weitere anreihen. Vergessen wir nicht, daß der Name Stirner heute nicht mehr übersehen werden kann.

Es ist das zweite, und wie gesagt allem Ermessen nach letzte Mal, daß seit meiner Herausgabe seiner „Kleineren Schriften und Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes ‚Der Einzige und sein Eigenthum'" sich Arbeiten Stirners der Oeffentlichkeit wieder erschließen. Die erste stellte sich diesen Schriften (die in die Jahre 1842—1847 fallen) voran: es war die in Gutzkows Telegraf für Deutschland 1842 erschienene, und 1900 im „Magazin für Litteratur" wiederveröffentlichte Besprechung Stirners über Bruno Bauers „Posaune des jüngsten Gerichts".

Die zweiten, die ich hier gebe, beschließen die genannte Reihe: sie stammen aus dem Jahre 1848. —

Ich wurde auf ihr Vorhandensein aufmerksam, als ich — zwei Jahre nach dem Erscheinen meiner Biographie — mich durch einen neuen Berg inzwischen aufgesammelter Litteratur fraß, und dort, wo ich es am Wenigsten vermuthet hätte, auf den Namen Stirner stieß: in dem zweiten Bande der „Erinnerungen aus meinem Leben" von Friedrich Bodenstedt.

Bodenstedt erzählt in ihnen, wie er nach mannigfachen Irrfahrten 1848 in Triest „unter die Journalisten" geräth. Die wachsende Bedeutung des 1833 gegründeten österreichischen Lloyd hatte in Triest eine Theilung in der

Leitung nöthig gemacht: ein Directorposten für die litterarisch-artistische Leitung wurde geschaffen und Bodenstedt nimmt den Vorschlag an, Hauptredacteur des „Journals des österreichischen Lloyd“ zu werden. Er geht nach Triest und erhält in einem Dr. Löwenthal einen Mitredacteur. Aber schon drei Monate später, im September, übersiedelt er mit dem Lloyd nach Wien, um bald darauf seine Stellung ganz niederzulegen. — Zurückblickend auf seine Triester Thätigkeit erzählt er dann weiter: „Daß es mir gelang, Bedeutung und Verbreitung des Blattes rasch zu steigern, hatte ich bei der scharf bezeichneten Richtung, die ich ihm von vornherein gegeben, zu nicht geringem Theil werthvollen Beiträgen aus Deutschland zu verdanken. So schickte mir mein Freund Willibald Alexis allwöchentlich zwei zum Abdruck bestimmte Briefe aus Berlin, welche, die dortigen Zustände kritisch-humoristisch beleuchtend, immer dankbare Leser fanden und auch öfters ins Italienische übersetzt wurden; und der mir persönlich ganz unbekannte Max Stirner überraschte mich durch vortrefflich geschriebene, auf gründlichen Studien beruhende Betrachtungen über die Aufgaben Oesterreichs im Osten und die Nothwendigkeit seines ehrlichen, nicht diplomatischen Zusammenhalts mit Deutschland als Grundbedingung seiner Selbsterhaltung. Ich war erstaunt zu sehen, daß dieser spitzfindige Dialectiker, der in seinem wunderlichen Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ mit haarsträubender Sophistik die Kühnheit der verneinenden Geister auf die Spitze getrieben, in der wirklichen Welt auf historischem Boden sich so gut zurechtzufinden und gesunden Gedanken allgemein verständlichen Ausdruck zu geben wußte. Seine sachlichen Erwägungen erschienen mir wie ein Protest gegen Bruno Bauers Geschichtsphantastereien, die dem in Auflösung begriffenen Germanenthum Rußland als eine urkräftige Nation gegenüberstellten, in deren Händen die Zukunft Europas ruhte . . .“

Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, daß das „Journal des österreichischen Lloyd“ von 1848 sich auf keiner deutschen Bibliothek befand, daß die Universitäts-Bibliothek in Wien, ja der Oesterreichische Lloyd selbst kein in Bezug auf dieses Jahr vollständiges Exemplar besaßen, und daß sich das einzige in Betracht kommende auf der Biblioteca civica in Triest befand, dieses aber unter keinen Umständen ausgeliehen wurde.

Eine Reise nach Triest wurde mir aber erst 1900 möglich. Im Herbst dieses Jahres habe ich dort an Ort und Stelle das Journal des österreichischen Lloyd durchgesehen und als Frucht dieser Arbeit acht Aufsätze ermittelt, die mir unzweifelhaft aus der Feder Max Stirners zu stammen scheinen. Ist auch keiner von ihnen mit Stirners Namen gezeichnet, und das ihnen vorgesetzte Zeichen nicht maßgebend, da es auch Aufsätzen voransteht, die nicht von Stirner herstammen können, und verbürgt somit Bodenstedts Zeugniß nur den ersten, so übernehme ich doch die volle Verantwortung für die Echtheit auch der übrigen sieben Aufsätze. Ich thue dies nach sorgfältiger Durchsicht nicht nur des Jahrgangs, in dem sie enthalten sind, sondern auch der ihm voraufgehenden, wie folgenden, nach peinlicher Prüfung des in Frage Kommenden, und endlich nach strengster Ausscheidung alles nur entfernt Zweifelhaften und Unwahrscheinlichen, und ich glaube nicht, daß irgend ein Kenner Stirners, seines Geistes und seines Styles, Zweifel an ihrer Echtheit erheben kann und wird.

In der Reihenfolge, wie sie hier zum ersten Male wiedergedruckt werden, erschienen sie in den Nummern 143, 167, 177, 187, 211, 219, 220 und 222 vom 24. Juni, 22. Juli, 3. und 15. August, 12., 21., 22. und 24. September 1848. — Zu dem fünften: „Reich und Staat“ machte die Redaction folgende Fußnote: „Wenn auch mit der vorstehenden Abhandlung nicht in allen Theilen einverstanden, wollten wir sie doch bei deren geistvoller Auffassung unsern Lesern nicht vorenthalten. Wir dürften auf die interessante Frage demnächst zurückkommen. D. Red.“ Dies ist übrigens nicht geschehen. —

Gegen Bodenstedt habe ich Stirner nicht zu vertheidigen. Er zieht in diesen, im Drange des Tages und im Kampf mit Lebensnoth entstandenen Arbeiten, mit denen er als letzten zum letzten Male zu uns spricht, lediglich die Consequenzen seiner Weltanschauung, wie wir sie aus seinem unsterblichen Werke kennen.

Charlottenburg, Herbst 1907.

John Henry Mackay.

I.

Die Deutschen im Osten Deutschlands.

Daß die Landkarte Europas in naher Zukunft anderes Aussehen haben wird, als sie seit der diplomatischen Eintheilung dieses Welttheils gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel; die Schöpfungen der Diplomatie gehen ihrem Untergange entgegen. Welche neuen Gestaltungen sich aber bilden, und durch welchen Eintheilungsgrund sie bestimmt werden, das ist vor der Hand noch eine Sache der Vermuthung oder der Prophetie. Indeß sind es doch wiederum die Menschen, die je nach ihren Gedanken und Interessen die künftigen Verhältnisse vorbereiten und darauf hinwirken, daß sie so ausfallen, wie sie ihnen entweder am vernünftigsten oder am zuträglichsten und wünschenswertesten erscheinen; aus den Plänen und Hoffnungen, welche die Menschen über die Zukunft fassen, gehen ihre Bestrebungen hervor, und diese haben immer auf die Bildung der zukünftigen Dinge mehr oder weniger Einfluß. Jetzt ist z. B. der Plan eines einheitlichen Deutschlands im Schwunge und erfüllt viele deutsche Seelen mit süßen Hoffnungen, ja wohl gar mit Träumereien von einem altfränkischen Kaiserthum. Die Frage läßt sich nicht mehr umgehen und es ist deshalb wichtig zu sehen, in welcher Weise sich verständige Männer über die zu erwartende Zukunft Europa's auslassen. Einen solchen Beitrag zur „Reorganisation" Europa's liefert ein kleines anonymes Schriftchen „Polen, Preußen und Deutschland", von dessen Entwürfen ich es der Mühe werth halte, einige Kenntniß zu geben.

Der Föderalismus ist eine höhere Form des Völkerlebens als der Centralismus. Denn die Föderation kann sich, wo es noth thut, namentlich in den Beziehungen nach außen, zeitweilig concentriren, so daß sie dann einer Centralgewalt gleichkommt; die Centralisation aber kann nicht umgekehrt eine föderative Gestalt annehmen. Der Föderalismus ist die Verfassungsform der neuen Welt und der Zukunft. Was insbesondere Europa betrifft, so muß Rußland von demselben geschieden werden; Rußland, ein ausschließliches Flachland, charakterisirt durch die Wolga, welche dem asiatischen Steppengebiete zuströmt, gehört nicht zum eigentlichen Europa und muß als ein besonderes Mittelstück zwischen Europa und Asien angesehen werden. In dem eigentlichen Europa liegt Deutschland in der Mitte, und darum kommt ihm auch das Mittleramt zu, und zwar ausdrücklich nicht ein Herrscherthum, sondern nur ein Mittleramt, welches sich nach den Ideen eines mehr entwickelten Bewußtseins und nach der gegenwärtigen Lage der Dinge gestalten muß. Denn Deutschland ist kein Nationalstaat und kann es nie werden. Ein Blick auf die Sprachkarte zeigt, wie auf der östlichen Seite hier der Slavismus weithin bis an das Fichtelgebirge in das deutsche Element hineintritt, dort das Deutschthum sich längs der baltischen Küste weit über Polen hinwegzieht, so daß es dem östlichen Deutschland wesentlich ist sich mit slavischen Völkern zu verbinden. Gehören denn nicht jetzt Böhmen, Mähren, Kärnthen und Illirien zu Deutschland, und sind das nicht überwiegend slavische Landschaften? Sie sind aber in politischer Hinsicht Glieder des Reiches, und es gefährdet die deutsche Nation nicht, mit slavischen Völkern in einem Hause zu wohnen, so wenig als es unsere Absicht sein kann und darf, die Nationalität der mit uns verbundenen Slavenvölker zu gefährden.

Dieses Deutschland verbindet sich nach Südosten hin, dem Laufe der Donau folgend, mit allen den Völkern und Stämmen, welche im Gebiete dieses Stromes wohnen, von Wien

aus bis zum Schwarzen Meere. Da steht also Oesterreich an der Spitze des großen Bundesstaates der Donauvölker. Die sind alle an Oesterreich gewiesen, weil jedes für sich allein kein besonderes Reich bilden kann, und weil sie mit der Civilisation des Westens nur durch Oesterreich in Verbindung stehen. Sie werden sich an Oesterreich anschließen und treu zusammenhalten, nachdem diese beschränkten und verwerflichen Ideen der Beherrschung des einen Volkes durch das andere abgethan sind, und jeder Theil sich in seiner Art und Weise frei entwickeln kann.

Dieser Vergesellschaftung der Donauvölker, welche durch Oesterreich mittelbar mit dem gesamten Deutschland verbunden sind, wird nach Nordosten hin ein baltischer Bruderstaat entsprechen. Denn, soweit die baltische Küste deutsch ist, — und das reicht nördlich bis zur Narwa —, so weit sind auch die Hinterländer auf eine engere Union mit dem nordöstlichen Deutschland, d. h. mit Preußen hingewiesen, wodurch ihnen allein die Verbindung mit der westlichen Civilisation eröffnet wird. Zwischen Düna, Niemen, Weichsel, Oder und den Landschaften der mittleren und unteren Elbe gibt es nirgends eine erhebliche Naturgrenze. Völker und Staatengrenzen haben sich auf diesem Gebiet unaufhörlich verschoben und verrückt; fortwährend hat man hier freundlich oder feindlich miteinander zu schaffen gehabt, und alles ist hier aufeinander hingewiesen. Daraus muß denn ein baltischer Bundesstaat hervorgehen, bestehend aus Preußen, Polen, Litthauen, Curland und Livland, ein Bundesstaat, der sich durch Preußen mittelbar an das gesamte Deutschland anschließen wird.

So werden also Oesterreich und Preußen je ein Hauptglied des deutschen Föderativkörpers bilden, und das dritte Hauptglied sind die übrigen deutschen Staaten zusammengenommen. So wird von dieser deutschen Mittlerschaft aus das System der abendländischen Völker, einst im Mittelalter im Geiste der damaligen Zeit durch die Kirche, durch die Einheit in Kultur und der Lehre zusammengehalten, wiederum zu einer lebendigen Einheit erstehen, im Geiste der Zeit durch eine gemeinsame Civilisation verbunden, und durch einen gemeinsamen Weltberuf. Davon ist Rußland ausgeschlossen und wird fortan alles Einflusses auf die Angelegenheiten der europäischen Völker entkleidet, — eines Einflusses, der sich so verderblich erwiesen und der auch nur aufkommen konnte durch unsere eigenen Zerwürfnisse und durch die Ideelosigkeit der Zeit, die sich nicht über eine schale Cabinets- und Gleichgewichtspolitik zu erheben wußte. So nur konnte ein Barbarenreich zu diesen sinnlosen Prätensionen kommen, ein Wächter an dem Heiligthume der Civilisation sein zu wollen und in den Anaphictyonen Europa's das große Wort zu führen.

Es handelt sich darum, ob Asien europäisch, oder Europa asiatisch werden soll. Und damit dieses letztere nicht geschehe, darf es kein Panslavenreich geben, sondern müssen sich die vorderen Slavenvölker an das westliche Europa anschließen. Rußland hat das mongolische, das asiatische Princip in sich aufgenommen; die Donauslaven und Polen aber haben den ursprünglichen slavischen Typus bewahrt, das Princip der individuellen Freiheit in sich lebendig erhalten und gehören deswegen zu dem eigentlichen Europa. Sie müssen daher sich an Deutschland anschließen, um ein Uebergangsgebiet zu bilden für den europäischen Geist. Und zu dem Zwecke muß der Föderativstaat der Donauvölker und der baltische Föderativstaat gebildet werden.

Der südöstliche Föderativstaat besteht im Grunde schon, während sich der baltische erst bilden muß. In den großen österreichischen Föderativstaat der Donauvölker werden die Donauslaven sämtlich eintreten und mit ihnen auch die Walachen, welche gleichfalls in das abendländische Völkersystem und nicht in das russische oder asiatische gehören. Nur diejenige Richtung, welche der Donaustaat gegen Süden hat, unterliegt jetzt harten Zweifeln. In Italien ist das Nationalitätsprincip mit Macht hervorgebrochen, Italien hat sich erhoben. Die Entscheidung des großen Kampfes wird nicht lange auf sich warten lassen. Für den Augen-

blick ist man für eine gründliche Untersuchung dem gewaltigen Eindruck des Moments preisgegeben. Gibt es doch nicht Wenige, welche die nahe Auflösung der gesammten österreichischen Monarchie in Aussicht stellen, die nach ihrer Meinung nur ein äußerliches, naturwidriges Aggregat ganz unzusammengehöriger Länder sein soll. Und in der That, die Verhältnisse sind augenblicklich verwickelt, die Aufregung ist allgemein; aber Oesterreich wird die Probe siegreich bestehen. Zweimal haben die Türken vor Wien gelegen, und zweimal ist Napoleon in die Kaiserstadt eingezogen, und doch hat sich Oesterreich immer wieder erhoben. Solche Stürme hat der alte Kaiserstaat bestanden, also muß es doch wohl ein tieferes Princip geben, welches diese Monarchie zusammenhält, die eine grundwesentliche Stellung in dem heutigen Staatensysteme einnimmt. Ungarn ist mit den deutschen Erbstaaten unauflöslich zusammengewachsen. Sehen wir nur auf die Sprachkarte. Da zieht sich die slavische Bevölkerung durch Böhmen und Mähren in einem breiten Gürtel in das nördliche Ungarn hinein. Und eben so ist es im Süden, wo sich von Kärnthen an durch das südliche Steiermark und Illirien ebenso das slavische Element durch Croatien und Slavonien in das südliche Ungarn verbreitet. So ist Ungarn wie durch zwei Klammern an die deutschen Erbstaaten gebunden; und diese hinwiederum sind alle durch tausendfache Bande mit dem Erzherzogthum Oesterreich vereint. Wie sich um die Altstadt Wien die Vorstädte herumlagern, so lagern sich die österreichischen Länder um das Erzherzogthum und finden alle in der Kaiserstadt ihren Vereinigungspunkt. — Oesterreich ist in der That der Donaustaat; denn die Donaulande bilden den Kern. Aber es gehören noch zwei Seitenflügel dazu, und das sind Böhmen und ein Theil Oberitalien. Böhmen ist für Oesterreich unentbehrlich, denn durch Böhmen berührt es das nördliche Deutschland, nimmt Theil an dem Gebiete der Elbe, und die Elbe weist auf die atlantische Welt hin. Diese Beziehung darf Oesterreich nicht fehlen. Wie aber Böhmen der nördliche, so ist die Lombardei der südliche Seitenflügel, und die Verbindung Oesterreichs mit Italien beruht auf tiefen Gründen.

Oesterreich hat hier die Erbschaft des alten deutschen Kaiserthums übernommen, welches nie von Italien lassen konnte. Das erste Auftreten der Germanen waren ihre Züge nach Italien. Diese Züge haben sich seit zwei Jahrtausenden fortwährend wiederholt und werden in veränderter Form immer stattfinden, eine Verbindung mit Italien wird irgendwie immer bestehen. Das deutsche Volk als ein universales Volk muß den europäischen Süden berühren, es muß den Boden der altclassischen Welt berühren. Und ebenso bedarf dieser altclassische Boden Deutschlands. Man lasse sich nicht durch das Aufbrausen des Nationalgeistes blenden. Dieses leichtbewegliche Volk, welches heute den Deutschen Tod schwört, wird sie vielleicht morgen selbst herbeirufen. Jetzt gerade, meinen die Italiener, sei der rechte Zeitpunkt zur Errichtung eines Nationalreichs. Und ganz dasselbe hat vor mehr als dreihundert Jahren schon Machiavell gesagt; er hat sich damals getäuscht, und man wird sich jetzt täuschen. Eine italienische Republik oder ein italienischer Föderativstaat wird nie von Dauer sein, wenn es augenblicklich dahin kommen sollte. Italien ist kein politisches Land. Der große Dante selbst hat es seinen Landsleuten gesagt, daß sie Deutschlands bedürfen. Und die Italiener sind noch dieselben, die sie damals waren.

Der österreichische Föderativstaat wird also bestehen und die Trennungsgelüste werden verschwinden. Denn man verwechsle nicht Oesterreich mit der Metternich'schen Politik, mit dem Stabilismus und dem Polizeiregiment der gestürzten Regierung, welche Oesterreich so unbeliebt gemacht hat.

So gewiß aber der österreichische Föderativstaat bestehen wird, so gewiß wird sich der baltische Föderativstaat bilden. Polen muß mit Preußen in eine Union treten, dem einen und selbigen Könige huldigen, der abwechselnd in Berlin und in Warschau residiren wird. Denn die Errichtung eines eigenen Polenreichs ist

mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Erstlich müßten die Polen, um ein besonderes Reich zu bilden, die Küste gewinnen, und dazu wäre ein Krieg zwischen Polen und Preußen unvermeidlich. Beide, getrennt, müßten sich gegenseitig aufreiben. Das eigene Interesse Polens fordert aber, daß es Frieden mit Preußen habe, weil es nur durch Preußen mit der Civilisation des Westens verbunden ist. Sodann würde, was immer man für eine Regierung in Warschau errichten möchte, diese von den Parteien als eine bloß factische Macht angesehen werden, die man jeden Augenblick wieder zu stürzen bereit ist. Darum erfordert es die Wohlfahrt Polens, sich an eine bereits bestehende und befestigte Regierung anzuschließen, und nur die Verbindung mit Preußen kann Polen vor einem Bürgerkriege bewahren. Endlich aber fehlt den Polen das bürgerliche Element, was sie durchaus nicht entbehren könnten, wenn sie ein eigenes Reich unter den Formen der westlichen Civilisation bilden wollten. Diese Richtung ist ihnen aber durchaus fremd, und sie würden es darin doch nur zur Mittelmäßigkeit bringen können. Man betrachte den Zustand des polnischen Volkes und man wird zugestehen, daß sich da alle Kräfte auf die Regulirung der agrarischen Verhältnisse, auf die Entwicklung des Ackerbaues, auf die Veredlung des Landlebens richten müssen; denn darin liegt allein der Keim der ganzen, socialen, sittlichen und geistigen Ausbildung dieses Volkes. Um aber in dieser Richtung mit Sicherheit verfahren zu können, bedarf Polen einer festen organischen Verbindung mit Preußen und mittelbar mit Deutschland, um für seine überflüssigen Naturprodukte die ihm mangelnden Manufacten eintauschen zu können. Dann wird Polen, durch Preußen und Deutschland, mit dem System der westlichen Völker verbunden, bei denen allen mehr oder weniger das gewerbliche Leben überwiegt und die Agricultur selbst einen industriellen Character angenommen hat, als das einzige wesentlich ackerbauende Volk in diesem Systeme dastehen. Und man wird nicht sagen können: Preußen beherrscht Polen; wohl aber: Polen hat in dem einen und selben Königthume mit Preußen ein gemeinsames Centrum der öffentlichen Ordnung und Organisation.

Polen als ein Reich hatte seine Bedeutung in dem Kampfe gegen die Tartaren und Türken, gegen den Islam, es galt als eine Vormauer der Christenheit. Dieser Kampf war damals ein Weltprincip, und Polen, demselben dienend, war ein angesehenes Reich. Seit Sobieski gab Polen den Türkenkrieg auf, die Türkenmacht selbst verlor ihr Bedrohliches für Europa und mit ihr verfiel die polnische Macht. Der ganze Fond zu einer politischen Entwicklung ist erschöpft, der Staat als solcher gänzlich erstorben. Was ist geblieben? Die Nation. Diese Nation bildet ein Glied des großen Völkerorganismus; sie hat ihre eigentümlichen Anlagen, die sich entwickeln müssen; sie hat ihren Beruf, den sie erfüllen muß. Aber sie kann aus sich selbst kein neues Staatswesen hervorbringen, sie kann sich nicht allein regieren. Wer sollte denn regieren? Der Adel? Er hat seine Unfähigkeit hinlänglich documentiert, er hat sein Regierungsrecht verwirkt. Bleibt nur der Bauernstand übrig, denn einen Mittelstand giebt es nicht. Aber der bildet bis jetzt nur eine wüste Masse, die man allerdings fanatisiren kann und dann wird diese Masse vielleicht den Adel todtschlagen, oder sie wird auch die Russen, die Deutschen und die Juden todtschlagen; — aber eine geordnete politische Thätigkeit ausüben, die Staatsgeschäfte leiten, das kann sie nicht. Sie müßte dazu erst erzogen werden. Und eben deshalb ist eine fremde Mittlermacht nöthig, welche der ganzen Entwicklung Maß und Haltung gibt. — Den Adel ausrotten, sagen die polnischen Aristokraten, heißt, die Nation vernichten; denn unser Adel ist der Träger aller unserer geschichtlichen Ueberlieferungen, ohne welche eine Nation nichts ist. Und sie haben recht. Aber dieser Adel, sagen die Democraten, darf nicht regieren, das Volk muß erhoben werden. Und sie haben auch recht. Allein das Volk ist bloße Masse und zwar eine regierungsunfähige Masse. An diesem Dilemma scheitern alle Versuche. Die früheren aristokratischen Aufstände sind miß-

glückt und die democratische Erhebung wird ebenfalls unterliegen. Darum ist eine Mittlermacht unentbehrlich, Preußen kann und muß das Mittleramt ausüben, um die Ansprüche zwischen Adel und Bauern auszugleichen, die Elemente der Nation zu erhalten und zu einem neuen Leben zu entwickeln.

Deutschland kann, seinem Wesen nach, kein reiner Nationalstaat sein; es muß sich nach der östlichen Seite hin mit fremden Elementen verbinden. Unsere Ströme fließen alle nach Nordwesten, bis auf die Donau, die uns nach dem Orient hinweist. Wir haben nur im Norden eine Küste und berühren im Süden nur an Einem Punkte das Adriatische Meer. Es fehlt uns das untere Donauland und das schwarze Meer. Da liegt die Küste, welche der baltischen Küste als die Gegenküste entspricht. Das große Donauthal bildet die Basis für das norddeutsche und sarmatische Flachland, welches ebenso für sich unvollständig ist. Schon im Alterthume ging die Handelsstraße vom schwarzen zum baltischen Meere. Die müssen wir wieder herzustellen versuchen. Der Rhein und die Donau müssen von Mündung zu Mündung eine Handelsstraße bilden. Dann wird auch das ganze Gebiet, welches zwischen diesen großen Straßen liegt, seinen natürlichen Reichthum entwickeln. Der östliche Theil dieses Gebietes erzeugt einen Ueberfluß von Naturprodukten, der westliche hingegen Manufacte. Beide ergänzen sich. Was ist das jetzt für ein Zustand? Unsere Fabriken stocken und unsere Arbeiter hungern; kommen wir aber in die Donauländer und in die sarmatischen Länder, da finden wir große Strecken des fruchtbarsten Bodens unbebaut, das Volk in Lumpen gehüllt und in schmutzigen Hütten wohnend. Also unsere Manufacte werden diese Leute bekleiden und ihnen menschliche Umgebungen verschaffen; sie aber werden unsere Arbeiter ernähren und dabei ihren eigenen Landbau befördern. Ungarn erzeugt die edelsten Produkte und könnte sie in doppelter Menge erzeugen, wenn sie nur Absatz fänden. Nun so vereinigen wir uns doch, wobei wir noch obendrein ein ganzes Heer nutzloser Mauthbeamten ersparen! Auch Polen hat seine reichen Schätze; aber sie werden schlecht benutzt, und das Volk ist arm und elend. Nur allein das polnische Salz könnte in dreifacher Quantität gewonnen und für die Gewerbe und Agricultur verwandt werden; Felder und Wälder könnten das Doppelte liefern; der Handel in Hanf, Flachs, Leder, Talg und Wachs könnte einen höheren Aufschwung nehmen. Die extremen Schwankungen der Getreidepreise, die verderblichen Stockungen der Fabriken verschwinden; auf diesem großen Gebiete gleicht sich Alles mehr aus: denn es wird da nicht leicht einen allgemeinen Mißwachs geben. Und da man im östlichen Theile dieses Gebiets auf Verkauf produciert, so wird man große Magazine haben, und der Ausfall eines Jahres wird durch den Ueberschuß anderer Jahre gedeckt. Es giebt keine Hungersnoth mehr. Steigen dann gleichwohl die Getreidepreise, so wird man im Osten mehr verdienen und dann mehr Manufacte des Westens consumiren, wodurch sich der Westen wieder entschädigt. Jetzt ist es nicht so. Steigen die Getreidepreise, so stocken oft zugleich die Fabriken; und das rührt daher, daß wir kein naturgemäßes Verkehrsgebiet haben.

Dies aber kann Deutschland nicht allein bilden; es kann nur durch die Föderation gebildet werden. Also ein großes vereinigtes Deutschland, nach Osten hin selbst wiederum durch Preußen und Oesterreich mit Föderativstaaten verbunden, und demnach ein großes föderatives Ländergebiet von jenseits der Schelde bis jenseits der Düna, und von den Schweizerbergen bis zum Pontus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Knabenüberschuß.

Von Wilhelm Fließ.

Schon frühe hatte man in der Stadt Venedig für jeden neugeborenen Knaben eine weiße und für jedes Mädchen eine schwarze Kugel in die Zählurne gelegt. Und dabei hat man gefunden, daß auf je 100 Mädchengeburten 105 bis 106 Knabengeburten entfallen. Dieses Verhältnis zeigt nur geringe Schwankungen, und seine Grundkonstanz ist so groß, daß die Erhebungen, welche man jetzt über ein ganzes Jahrhundert in Preußen angestellt hat, dasselbe Ergebnis liefern wie jene Zahlen des Mittelalters. Und was für Italien und Preußen gilt, das hat seine gesetzmäßige Kraft auch für 32 andere Länder behauptet, über die das italienische Ministerium für Landwirtschaft eine Millionenstatistik erhoben hat: es werden konstant 105 Knaben zu 100 Mädchen geboren.

Hier hören wir die Sprache der Natur, die über alle Verschiedenheiten menschlicher Einrichtungen hinweg ihre einfachen Harmonien verkündet. Hier waltet eine große Gesetzmäßigkeit, welche nur auf den Fundamenten des lebendigen Geschehens selbst beruhen kann. Sie zu deuten, war bisher niemandem gelungen. Der Verfasser dieser Zeilen war so glücklich, durch eine neue biologische Betrachtungsweise nicht nur das Verständnis dieser Gesetzmäßigkeit erschließen zu können, sondern den wahren ziffernmäßigen Wert des Knabenüberschusses als notwendig aus seinen Prämissen abzuleiten.

Einen merkwürdigen Weg ist er geführt worden. Eine Ueberfülle von Beobachtungen hatte ihm gezeigt, daß das Leben in zwei Rhythmen pulst, deren Dauer 23 und 28 Tage beträgt. In jedem Lebewesen, bei Tier und Pflanze, und bei jedem Lebensprozeß, ob er dem Aufbau oder Abbau angehöre, sind diese beiden Rhythmen nachweisbar. Sie durchzucken auch den mütterlichen Organismus und bestimmen die Tage, an denen er seine Kinder dem Lichte schenkt. Die Geburtsabstände von Geschwistern sind also abhängig von diesem Rhythmus der 23 oder 28 Tage. Die drei Abstände der Kinder des Verfassers betragen beispielsweise in Tagen:

$$\text{Abstand I: } 984 = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$
$$\text{Abstand II: } 477 = 11 \cdot 23 + 8 \cdot 28$$
$$\text{Abstand III: } 1064 = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 28$$

Nun wäre das an sich nichts Wunderbares. Denn schließlich kann man jede Zahl als eine Summe oder Differenz von 28 und 23 ausdrücken. Aber was die innere Gesetzmäßigkeit anzeigt, das ist das Verhältnis der Koeffizienten von 28 und 23. Diese Koeffizienten 22 und 16, 11 und 8 sind nicht beliebige Zahlen, sondern es wiederholen sich 22 und 16 in Abstand I und Abstand III; und in Abstand II betragen 11 und 8 genau die Hälfte davon.

Aber noch ein anderes bemerken wir. Es hieß

$$\text{I} = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$
$$\text{III} = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 28$$

Also, wo in I: $16 \cdot 23$ steht, ist $16 \cdot 28$ in III getreten. Es sind sechzehn 23tägige Perioden in I durch genau gleich viele Perioden von 28 Tagen in III *ersetzt*.

Und da ferner

$$\text{I} = 22 \cdot 28 + 16 \cdot 23$$
$$\text{II} = 11 \cdot 23 + 8 \cdot 28$$

so wäre der Abstand II die Hälfte vom Abstand I, wenn nicht 23 und 28 ihre Stellen vertauscht hätten, d. h. wenn nicht $11 \cdot 28$ durch die *gleiche* Anzahl $11 \cdot 23$, und $8 \cdot 23$ nicht durch $8 \cdot 28$ ersetzt wäre. Wenn aber das, was einander ersetzen kann, als gleich-

wertig oder äquivalent bezeichnet wird, so muß man sagen, daß 28 und 23 Tage in den Lebensvorgängen gleichwertig, oder wie wir uns jetzt ausdrücken wollen, biologisch gleich sind. Worin die Wurzel dieser biologischen Gleichheit steckt, werden wir bald erkennen. Aber mit der neuen Leuchte betrachtet, wird uns schon hier klar, daß die beiden Werte

$$I = 984 = 22.28 + 16.23$$
$$III = 1064 = 22.28 + 16.28$$

biologisch gleich sind, und daß

$$II = 477 = 11.23 + 8.28$$

als die biologische Hälfte von I und von III angesehen werden muß. Wir bemerken also Gleichheiten dort, wo die bloßen Tageswerte: 984, 477, 1064 Tage uns lediglich Ungleichheiten aufweisen.

Der Satz, daß jede Periode von 28 Lebenstagen gleichwertig jeder anderen von 23 Lebenstagen ist, bildet den Generalschlüssel für das Verständnis aller zeitlichen Vorgänge des Lebens.

Was aber haben diese zeitlichen Vorgänge mit der Anzahl der Knaben- und Mädchengeburten zu tun? Knaben und Mädchen sind doch Individuen, also Aggregate lebendigen Stoffes und keine Zeiten. Wo ist die Brücke, die von Zeiten zu Stoffen führt?

Hier setzen zwei neue Wahrnehmungen ein.

Das Knabenüberschuß-Verhältnis 105:100 ist natürlich nur bei größeren Zählungen, mindestens vielen Zehntausenden, besser noch Hunderttausenden oder Millionen konstant. Nimmt man aber kleinere Gruppen, etwa je 1000 Fälle, so kann es größer oder kleiner sein als jener Durchschnittsquotient 105:100. Aber die obere Grenze erreicht es mit der Proportion von etwa 122:100, oder was dasselbe ist: mit 28:23! Und das ist nicht nur beim Menschen so, sondern auch bei solchen zweihäusigen Pflanzen, die dasselbe Sexualverhältnis wie die Menschen besitzen, z. B. beim Bingelkraut (mercurialis annua), das Heyer ausgezählt hat. Auch hier ergibt sich für 21 000 Pflanzen

$$M : W = 105{,}8 : 100$$

und für je 1000 Exemplare maximal

$$122 : 100 = 28 : 23$$

Aber noch ein weiteres. Die Statistik lehrt, es werden 128 bis 129 Knaben tot geboren, wenn 100 Mädchen tot geboren werden. Also bei den Totgeburten ist das Verhältnis nicht 105:100 wie bei den Lebendgeburten, sondern viel höher, nämlich 128 bis 129:100 Es verhält sich aber 128:105 ebenfalls = 28:23

Also unsere periodischen Zahlen 28 und 23, die im Lebenslauf Tage bedeuten, treten uns hier, wo es sich um Individuen, um Stoffmengen handelt, in denselben höchst einfachen Verhältnissen entgegen. Und da die 122:100 = 28:23 beim Menschen und beim Bingelkraut erscheinen, und da das von dem eben genannten Verhältnis völlig unabhängige 128:105 denselben Quotienten $\frac{82}{23}$ darstellt, so kann von einem Zufall nicht die Rede sein.

Wenn aber die 28 und 23 das eine Mal Lebenstage, das andere Mal Mengen lebendiger Substanz bedeuten sollen, so kann das nur so zugehen, daß in den 28 und 23 Tagen die Lebenszeiten dieser Substanzeinheiten gegeben sind. Wenn aber ferner diese Substanzen mit dem Verhältnis von Knaben- und Mädchengeburten, von männlichen und weiblichen Pflanzen untrennbar verknüpft sind, wenn ihnen mit anderen Worten der männliche und weibliche Geschlechtscharakter fest anhaftet, so müssen wir in den 28 und 23 Tagen die Lebenszeiten von Einheiten des männlichen und des

weiblichen Stoffes sehen. Und hier ist die Brücke zwischen den beiden Lebenszeiten und den zweierlei Substanzen, aus denen alles Lebendige besteht, und durch deren Aufeinanderwirkung die Lebensprozesse ihren zeitlich genau umgrenzten Ablauf nehmen.

In der Welt des Lebendigen aber ist männlich und weiblich gleichwertig. Nur durch Zusammenwirken dieser beiden Wesensarten wird neues Leben erschaffen. Ja es hat sich dartun lassen, daß alle Lebensvorgänge auch im Einzelwesen nur in einer Reaktion männlichen und weiblichen Stoffes aufeinander beruhen. Deshalb tragen alle Wesen den Charakter der Zweigeschlechtigkeit an sich.

In dem Lichte der Gleichwertigkeit des männlichen und weiblichen Stoffes betrachtet, läßt es sich verstehen, daß die Einheit des einen die des andern ersetzen kann, wie die Einheit des Chlors die des gleichwertigen Wasserstoffes in der chemischen Verbindung ersetzt. Sind aber die männlichen und weiblichen Stoffeinheiten äquivalent, so müssen es auch ihre Lebenszeit, die 23 und 28 Lebenstage sein. Kann eine männliche Stoffeinheit für eine weibliche eintreten, so müssen auch 23 Lebenstage für 28 Tage erscheinen können. Aber dieser Ersatz vollzieht sich immer so, daß n männliche Einheiten nur durch n weibliche vertreten werden können. Nur die gleiche Zahl Einheiten kann einander substituieren. Das ist die Grundtatsache. Eine Ausnahme gibt es nicht.

Nun sind wir vorbereitet, die Schlüsse zu verstehen, auf denen wir zur Ableitung des Knabenüberschusses gelangen sollen.

Wir haben schon gehört, daß 128 bis 129 Knaben tot geboren werden, wenn 100 Mädchen tot zur Welt kommen. Wüßten wir, um wieviel mehr Knaben lebend geboren werden als tot, und kennten wir dasselbe von den Mädchen, so ist es klar, daß sich aus dem Geschlechtsverhältnis der Totgeburten das der Lebendgeburten berechnen ließe.

Deshalb müssen wir uns zunächst über die Häufigkeit der Totgeburten unterrichten. Eine preußische Statistik über 13 Jahre und von 13 Millionen Geburten besagt, es kommen 3,926 % Totgeburten vor. Das sind aber genau 2 Totgeburten auf 51 Geburten überhaupt. Und da

$$51 = 28 + 23$$

so sagt das, es kommen

auf je 28 Geburten 1 Totgeburt und zu gleicher Zeit auch
auf je 23 „ 1 „

Aber die statistischen Ergebnisse „schwanken". Denn eine andere preußische Statistik, die sich über 35 Jahre erstreckt, notiert 3,796 % Totgeburten, also etwas weniger wie vorher. Dieser zweite Prozentsatz lehrt uns, es kommen 3 Totgeburten auf 79 Geburten überhaupt. Weil aber

$$79 = 2.28 + 23$$

so sagt das, es kommen

auf je 2.28 Geburten 2 Totgeburten und zu gleicher Zeit auch
auf je 1.23 „ 1 Totgeburt.

Und eine zehnjährige Statistik aus dem Deutschen Reich liefert uns das Verhältnis 28:1 direkt.

Aus allen diesen Angaben folgt, daß die Gesamtzahl der Geburten immer 28 oder 23 mal so groß ist, wie die der Totgeburten. Daher kommen das eine Mal

auf 3 Totgeburten $2.28 + 1.23$

das andere Mal

auf 2 Totgeburten $1.28 + 1.23$

das dritte Mal

auf 1 Totgeburt 1.28

Geburten überhaupt. Stets also ebenso viele biologische Einheiten von 28 oder 23 geborenen Individuen, wie die arithmetische Verhältniszahl der Totgeburten beträgt.

Auf 3 Totgeburten 3 biologische Einheiten
„ 2 „ 2 „ „
„ 1 „ 1 „ „

Dabei können die biologischen Einheiten weibliche von 28 oder männliche von 23 Individuen sein. Und in dieser Wahl, in diesem natürlichen Entweder — Oder allein liegt die Ursache der statistischen Schwankungen. Im Volkskörper können nicht nur, sondern müssen sich die 23 und 28 ebenso äquivalent ersetzen als im Körper einer Mutter, wie wir das oben am Beispiel der Geburtsabstände meiner Kinder gesehen haben.

Gehen wir nun einen Schritt weiter und nehmen wir aus der Gesamtzahl von 28 oder 23 der geborenen Individuen die eine Totgeburt fort, so verbleiben 27 oder 22 lebend geborene Individuen.

Dürfen wir aber die 23er Kategorie für die männlichen Individuen, die Knaben, und die 28er für die Mädchen reservieren, so müssen 22 mal soviel Knaben lebend geboren werden als tot, und 27 mal soviel Mädchen lebend als tot.

Die 129 toten Knaben werden also mit 22 zu multiplizieren sein, und die gleichzeitigen 100 toten Mädchen mit 27, wenn wir die Lebendgeborenen erhalten wollen.

Danach ist das Geschlechtsverhältnis der Lebendgeburten

$$\frac{129 \,.\, 22}{100 \,.\, 27} = \frac{105}{100} = \frac{\text{Knaben}}{\text{Mädchen}}$$

also genau so, wie es die Erfahrung lehrt: es werden 105 Knaben auf 100 Mädchen lebend geboren.

Dieses bisher völlig unverständliche Verhältnis ist damit zum ersten Male abgeleitet und mit dem Sexualverhältnis und der Häufigkeit der Totgeburten in eine durchsichtige Verbindung gebracht. In der Natur hängt eben alles voneinander ab, und eines bedingt das andere.

Weil die Zahl der Geburten 28 oder 23 mal so groß ist als die der Totgeburten, oder wissenschaftlich ausgedrückt, weil die Gesamtzahl der Geburten (lebend + tot) um eine biologische Dimension höher steht als die Anzahl der Totgeburten, darum ist das Sexualverhältnis der Lebendgeburten nur $\frac{22}{27}$ von dem der Totgeburten.

Was aber bedeutet dieses Totgeburtenverhältnis selbst? Wir machen hier der Einfachheit wegen die Annahme, es hieße in reiner Ausprägung 128:100.*) Es ist aber

$$\frac{128}{100} = \frac{23}{18} = \frac{2 \,.\, 23 - 23}{2 \,.\, 23 - 28} = \frac{\text{tote Knaben}}{\text{tote Mädchen}}$$

also wiederum ein einfaches Verhältnis, dessen Wert arithmetisch 1:1 wäre, wenn nicht lediglich im Divisor 28 abgezogen wäre, wo der Dividendus um 23 vermindert ist. Da aber 28 und 23 äquivalent, biologisch gleich sind, so heißt das gar nichts anderes als: es werden die biologisch gleiche Anzahl Knaben und Mädchen tot geboren. Das hat Sinn.

Und weil, wie wir sahen, die Gesamtzahl der Geburten (lebende und tote) um eine Dimension höher steht als die Totgeburten allein, so erkennen wir das Weitere, daß auch die Gesamtzahl der Knaben biologisch gleich derjenigen der Mädchen sein muß.

*) In Wirklichkeit heißen die Zahlen 128,6 und 129,1 für Preußen, 129,0 für Dänemark. Wer sich über die Berechtigung dieser kleinen Abweichung orientieren will, sei auf mein Buch „Der Ablauf des Lebens“ S. 416 verwiesen.

Damit aber wird eine Forderung unseres Verstandes befriedigt. Die Natur hat beide Geschlechter erschaffen. Sie braucht beide in gleicher Weise. Ihr müssen also auch beide gleichwertig sein.

Wir wissen schon aus dem Beispiel des Bingelkrauts, daß diese biologischen Zahlen nicht auf den Menschen beschränkt sind. Straßburger zählt für die Lichtnelkenart Melandrium album wild wachsend $M:W = 100:128$, also $\frac{2.23-28}{2.23-23}$

und in der Zucht auf Gartenerde

$100:121{,}7$, d. i. genau $23:28$.

Diese beiden biologischen Zahlen 23 und 28 führen uns durch das Wirrsal der lebendigen Erscheinungen überhaupt.

Es werden 2.23 gleichgeschlechtliche Zwillinge geboren, wenn 28 ungleichen Geschlechtes entstehen.

Je 2.23	Knaben	haben angeborene Herzfehler, und nur	28	Mädchen
Je 2.23	„	haben Starrkrampf*) „	„ 28	„
Je 2.23	Männer	bekommen Hirnschlag „	„ 28	Frauen
2.23	„	erkranken an akuter Lungenentzündung „	28	„

Umgekehrt leiden

2.23	Weiber	an Gallenstein	und „ 28	Männer
2.28	Männer	an Diabetes „	„ 23	Frauen
1.28	„	an Tuberkulose „	„ 23	„

Wie verschieden auch die absoluten Zahlen der Beteiligung beider Geschlechter aussehen, immer sind es die einfachen biologischen Verhältnisse, in denen die Natur arbeitet. Hier ebenso einfach wie bei den chemischen Verbindungen, oder bei den harmonischen Tönen. Simplex sigillum veri.

Alchimistisches aus der Neuzeit.

Von Prof. J. Traube.

Im sächsischen Erzgebirge wohnt ein alter Bergmann, welcher Gold machen kann. So sagt er.

Etliche Jahre sind verflossen, seitdem mir ein Vertrauensmann, ein zuverlässiger und intelligenter Mann aus jener Gegend, von dem Bergmanne und dessen Tun Kenntnis gab.

Er schrieb mir über das, was der Bergmann ihm gezeigt habe. Ich erwiderte ungläubig: das Gold sei wohl Messing. Da erhielt ich eine Probe des in seinem Beisein gewonnenen Metalls. Es war wirkliches Gold, und ich erfuhr folgendes:

Der Bergmann wandert seit Jahren zu einem abgelegenen Tale des Gebirges. Dort, wo die Sage berichtet, daß vor alten Zeiten die Venetianer erschienen seien, um sich das goldglänzende Gestein zu holen, wo das alte alchimistische Sonnenzeichen am Berge auf das Vorkommen des Goldes hinwies, wo dereinst auch goldhaltiges Erz tatsächlich verwertet worden ist, holte der Bergmann sich ein Tuch glänzenden Glimmergesteines. 14 Stunden gebrauchte der Bergmann zu dieser Wanderung. Er übernachtete bei jenem Vertrauensmanne und wiederholte diese Wanderungen alle zwei bis drei Monate. Seit Jahren hatte er das so betrieben, zu Hause wurde das Gold gewonnen, und an die Goldschmiede der Umgegend verkauft. 2—3 Gramm reinen Goldes waren es meist, und reich wurde der Bergmann hierbei natürlich nicht.

Was besonders mein Interesse erweckte, waren die Briefe des alten Bergmannes an

*) Tetanus neonatorum.

jenen Vertrauensmann, welche mir zur Verfügung gestellt wurden.

Diese Briefe konnten sehr wohl im 16. Jahrhundert geschrieben worden sein. Schriftzeichen und Stil waren ganz das Werk eines alten Alchimisten. Man sah, daß der Bergmann über ein großes alchimistisches Wissen verfügte; er kannte das Geheimnis der „roten Tinktur", und er konnte sogar das Gold in „2 principiis" zerlegen.

Der alte Bergmann war mir ein Problem. An den erzählten Tatsachen war in Anbetracht der Persönlichkeit des Vertrauensmannes nicht zu zweifeln; der Bergmann hütete ängstlich das Geheimnis des von ihm angewandten Verfahrens, aber niemals war der Versuch ersichtlich, etwaige Käufer zu finden, die ihm sein Geheimnis abkauften, auch bestimmte ihn nicht die Wolke des Magiers, die sein mystisches Tun mit einem geheimnisvollen Zauber umgab.

Der Bergmann war Alchimist. Die naheliegende Annahme, daß das Gestein das Gold enthielte, verwarf er, denn Chemiker aus Freiberg hatten das Gestein untersucht und keine Spur jenes Edelmetalls gefunden; daher war es nur folgerichtig, wenn der Bergmann annahm, das Gold werde erst durch sein Verfahren gebildet.

Natürlich vorausgesetzt, daß der Bergmann kein Schwindler war!

War er es?

Diese Frage konnte nicht ohne weiteres bejaht werden. Der Psychologe vermißte die Motive des Schwindelns, und der Chemiker, welcher die Schwierigkeiten kannte, mit denen man in manchen Gegenden zu kämpfen hatte, um aus gewissen, namentlich stark eisenhaltigen Erzen geringe Goldmengen zu gewinnen, konnte bei allen Zweifeln doch recht wohl annehmen, daß es vielleicht dem Bergmanne gelungen war, ein brauchbares analytisches Verfahren zu finden, welches dem Chemiker bisher entgangen war.

Wie dem auch sein mochte, der Bergmann interessierte mich, und das Gebirge ist sehr schön. Ich reiste also hin.

Mein Vertrauensmann führte mich zu der Behausung des alten Bergmannes. Was ich dort sah und hörte, war nicht dazu angetan, mein Interesse zu vermindern. Ein kleines sauberes Stübchen; dort saß der Alte bei der Arbeit. Inmitten des Zimmers eine riesengroße Retorte, ein Destillierapparat, wie man dieselben wohl im Studierzimmer des Faust, aber in den modernen chemischen Laboratorien vergeblich sucht.

Der Bergmann war ein freundlicher alter Mann, ein wenig zurückhaltend in seinen Mitteilungen und im Tone etwas herablassend gegenüber dem modernen Chemiker.

„So denen, die Chemie treiben, muß man nichts schreiben; die wissen nichts." So lautete ein Passus in seinen Briefen.

Sein Wissen war in der Tat nicht ganz unbeträchtlich, allerdings, wenn man den Maßstab des 16. Jahrhunderts anlegte. Als ich ein gewisses Erstaunen nicht verhehlte, deutete der Bergmann in die Ecke; dort lagen alte vergilbte alchimistische Werke, ererbt vom Vater, Großvater und Urgroßvater.

Von dem Verfahren erfuhr ich nichts trotz aller Eventualversprechungen meinerseits. Im vollen Bewußtsein der Ungefährlichkeit des modernen Chemikers hatte indessen der Bergmann nichts dagegen, daß ich mir von Ort und Stelle Bruchstücke des Gesteins holte, in denen der Stein der Weisen verborgen war.

Dies geschah. Ich übergab das Gestein zweien Spezialsachverständigen auf dem Goldgebiete. Sie fanden nichts, nicht einmal Spuren des Edelmetalls!

Die Angelegenheit war damit für mich erledigt, denn ich bin in erster Linie Chemiker und es ist nicht meine Aufgabe, in der Seele des Bergmannes zu lesen.

Sechs Jahre sind seitdem vergangen; der alte Bergmann lebt noch, noch immer macht er seine Wanderungen, noch immer verkauft er sein Gold!

Aber sein Geheimnis wird wohl mit ihm ins Grab wandern — — wenn es ein Geheimnis ist.

Und nun lassen wir den alten Bergmann, den letzten Vertreter einer alten Zeit.

Machen wir einen dicken Strich! denn sonst könnten diejenigen, von denen ich jetzt reden will, ungehalten werden über den Vergleich mit dem Alten!

Jene Zeit, wo ernste Männer und Charlatane wetteiferten, durch Transmutation der Metalle zu dem Edelmetall zu gelangen, an dessen Besitz der Menschheit so viel gelegen ist, sie ist dahin, für immer dahin, auch wenn dem alten Bergmanne noch ein Nachfolger erstehen sollte, und doch ist das alte Problem der Transmutation der Metalle seit kurzem wieder so lebhaft in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses getreten, daß man von einer neuen Aera der chemischen Wissenschaft zu sprechen beginnt.

Vor etwa 15 Jahren gelang es einem Amerikaner Carea Lea, das Silber in neuen Formen zu gewinnen.

Die neuen Silberarten lösten sich mit bläulicher oder rötlicher Farbe in reinem Wasser. Als solche waren sie metallisch glänzend, und eine dieser Varietäten sah dem Golde zum Verwechseln ähnlich. Indessen beim Erhitzen verwandelte sich dieses Pseudogold in gewöhnliches Silber.

Es handelte sich hier lediglich um die allbekannte Allotropie der Elemente, wie dieselbe beim roten und weißen Phosphor, bei der Kohle und dem Diamanten längst bekannt war. Die Ursache einer solchen allotropen Verschiedenheit beruht nicht auf einer Wandlung der Atome, sondern vielfach nur auf einer verschiedenen räumlichen Anordnung derselben. In neuester Zeit gelang es mit Hilfe einfacher Verfahren, beispielsweise durch elektrische Zerstäubung, die meisten Elemente, und insbesondere Metalle, in anderen Formen herzustellen.

Der jüngst verstorbene große französische Chemiker Berthelot hat versucht, eine Ehrenrettung alter Alchimisten herbeizuführen auf Grund jener neuen Beobachtungen beim Silber. Das Verfahren, goldglänzendes Silber zu erhalten, ist ziemlich einfach. Der Zufall konnte vielleicht auch dereinst einem oder dem anderen Alchimisten die Kenntnis desselben vermittelt haben, so daß der Vorwurf einer mala fides nicht immer berechtigt sein würde.

Indessen die Beobachtungen von Lea u. a. gehören nicht in jenes Kapitel, welches zurzeit die naturwissenschaftliche Welt so lebhaft beschäftigt.

Das Atom ist eine unwandelbare Naturgröße; das Element ist unzerlegbar, wenigstens für uns. Wer wäre so vermessen gewesen, an diesem Axiom zu rütteln!

Zwar gab es mancherlei Gründe: Zahlenbeziehungen zwischen den Atomgewichten und Atomräumen, Verwandtschaft der elementaren Spektren, astronomische und terrestrische Gründe, welche schon lange den denkenden Chemiker bewogen, in Einigkeit mit dem Philosophen anzunehmen, daß jene bekannten 70 bis 80 Elemente in letzter Linie nur verschiedene Erscheinungsformen ein und derselben Urmaterie, etwa des Lichtäthers, wären; aber wer hätte zu denken gewagt, daß wir selbst Zeuge sein würden: vom Zerfall und vom Aufbau elementarer Materie!

Die Entdeckung der radioaktiven Stoffe bedeutet die Entdeckung einer neuen Welt für die physikalische und chemische Forschung.

Wir hören, daß die in 1 Gramm Radium enthaltene Energie das Millionenfache beträgt von derjenigen in 1 Gramm Kohle, daß sie bei ihrer plötzlichen Auslösung etwa gleichkommen würde der Explosionswirkung von 30 Zentnern Dynamit!

Welches ist die Quelle dieser ungeheueren Energiemengen? Diese zunächst rein physikalische Frage fand sehr bald verschiedene Beantwortungen.

Der jüngst verstorbene russische Chemiker Mendelejeff meinte, daß die Atome des Radiums besonders befähigt seien, die Energie der von allen Seiten mit ungeheuerer Geschwindigkeit einstürmenden Aetherteilchen festzuhalten, andere Annahmen wurden laut, wonach ein Radiumatom eine kleine Sonne sei, oder eine werdende Welt, welche bei ihrer fortschreitenden Verdichtung jene gewaltigen Energiemengen frei mache.

Aber diese Antworten befriedigten nicht, und die obige physikalische Frage wurde zu einer hochwichtigen chemischen Frage, als man erkannte, daß in der chemischen Aenderung des Atoms, in intraatomaren Vorgängen die Quelle jener Energiemengen zu suchen sei. Diese Annahme war allerdings so revolutionär, daß der Lichtstrahl der Erkenntnis der Zeit bedurfte, um die neue Welt zu erhellen, in die er uns Einblick gewährte.

Zunächst möge der Physiker zu uns sprechen. Dieser lehrte uns die Strahlen zu unterscheiden, welche das Radium aussendet. Die den Röntgenstrahlen entsprechenden „γ"-Strahlen interessieren uns hier nicht. Mehr schon die den Kathodenstrahlen verwandten „β"-Strahlen, welche ihren Ursprung den mit ungeheuerer Geschwindigkeit fortgeschleuderten Elektrizitätsteilchen verdanken, den „Elektronen". Indessen diese Strahlen würden mit der alten Anschauung von der Unwandelbarkeit der Atommasse noch nicht in unerschütterlichem Gegensatze stehen, denn abgesehen davon, daß diese Elektronen als äußerst klein angesehen werden — ihre Masse wird nur auf etwa $^1/_{1000}$ des Wasserstoffatoms geschätzt — so ist vor allem diese Masse keine wirkliche Masse im Sinne der alten Mechanik, denn dieselbe ändert sich mit der Geschwindigkeit des Elektrons.

Aber die α-Teilchen! Sie bilden die Hauptmenge der vom Radium fortgeschleuderten Materie, und die Masse eines α-Teilchens berechnet sich nicht viel geringer als diejenige eines Heliumatoms. Und nun gar jene Emanation, jener gasartige Stoff, welcher zwar wegen der geringen Menge als solcher unsichtbar, doch an den verschiedenartigsten Wirkungen erkannt werden kann! Woher stammen diese α-Teilchen, diese Emanationen, wenn nicht aus dem Radium?

Zerfallende Atome also, und ungeheuere Energiemengen, welche die Begleiterscheinung dieses Zerfalles bilden!

Indessen wir werden stutzig, denn die feinste Wage, der feinste Meßapparat zeigt uns keine Verminderung der Radiummenge an. Da wird uns nun gelehrt, daß in einem gegebenen Zeitpunkte immer nur ein winziger Bruchteil der Radiumatome zerfällt, daß es nach neueren Berechnungen eines Zeitraumes von etwa 250 Jahren bedarf, um eine gegebene Radiummenge vollständig in seine Zersetzungsprodukte umzuwandeln.

250 Jahre ist ja gewiß für unsere Begriffe ein langer Zeitraum, indessen keineswegs für den Geologen, und die Frage gewinnt Gestalt: wenn das Alter desjenigen Radiums, welches wir vor uns sehen, so jung ist, wo ist dann seine Muttersubstanz?

Da lehrt man uns weiter, daß Radium sich nur in uranhaltigen Mineralien gefunden hat, daß Uran und Radium sich in denselben stets in dem gleichen Verhältnisse vorfinden, daß das Radium demgemäß aus dem Uran geboren ist und ständig weiter geboren wird, in dem Maße, in welchem es verschwindet, d. h. weiter zerfällt.

Der Zerfall des Uran bedarf allerdings ungeheuerer Zeiträume. Fünfhundert Millionen Jahre sind erforderlich, um eine gegebene Uranmenge in Radium vollständig umzuwandeln, aber wir sind ja gewohnt, mit derartigen Zeiträumen in der Weltengeschichte zu rechnen.

Dieses Werden und Vergehen elementarer Materie zeigt uns besonders anschaulich eine andere radioaktive Substanz: das Element Thor. Auch dieses sendet Strahlen aus und Emanationen, welche das Elektrometer uns offenbart. Durch chemische Eingriffe kann man nun das Thor und seine Verbindungen so spalten, daß der radioaktive Stoff, das Thor χ, abgetrennt wird. Das vom Thor χ befreite Thor wirkt nicht mehr auf das Elektrometer, wohl aber das etwa in einem Schälchen befindliche Thor χ. Dieses Thor χ sehen wir nicht, seine Menge ist zu gering, aber wir erkennen es an seinen Wirkungen. Doch diese Wirkungen werden schwächer und sie hören schließlich ganz auf. Das Thor χ ist verschwunden, es hat sich weiter zersetzt; zersetzt schließlich nach verschiedenen Zwischenstadien in Stoffe, welche man mit Hilfe des Elektrometers nicht weiter nachweisen kann. Aber in derselben Zeit, in welcher das Thor χ

verschwunden ist, hat das vom Thor χ befreite Thor seine ursprüngliche Radioaktivität wieder erlangt; es ist gerade so radioaktiv geworden, wie es vor der Loslösung von Thor χ gewesen ist. Das Thor χ hat sich somit aus dem inaktiven Thor von neuem gebildet; für jedes verschwundene Thor χ-Teilchen ein neues!

Ganz ähnlich dürfte der Vorgang bei der Bildung des Radiums aus Uran sein, denn auch hier kann man einen radioaktiven Bestandteil, das Uran χ, abtrennen. Nur diese Geschwindigkeit der Umwandlung ist eine andere; wir kennen Umwandlungen radioaktiver Stoffe, welche wie bei der Emanation des Aktiniums in wenigen Sekunden verlaufen, und wiederum andere, welche erst nach Tausenden und Millionen von Jahren sich vollenden.

Die Geschwindigkeit der Umwandlung einer radioaktiven Substanz läßt sich messend verfolgen. Diese Messung der „Abfallgeschwindigkeiten" hat nicht nur zur Differenzierung der verschiedenen Materien, sondern zu einer umfassenden Theorie geführt: einer Zerfalltheorie der Atome, welche wir dem genialen englischen Forscher Rutherford verdanken.

Die Kurven, durch welche wir auf graphischem Wege die Abhängigkeit der mittels Elektrometer gemessenen Abfallgeschwindigkeiten mit der Zeit darzustellen pflegen, zeigen bestimmte Unregelmäßigkeiten. Eine Zeitlang nimmt die Kurve einen regelmäßigen Verlauf, dann plötzlich ändert sich ihre Gestalt; die Zersetzung erfolgt mit einer anderen Geschwindigkeit. Was liegt in einem solchen Falle näher als die Annahme, daß die sich zersetzende Materie andere Formen annimmt, daß ein fortschreitender Zerfall den Kurvenverlauf beeinflußt. Die Zerfallprodukte sind sogar bestimmbar; man kann feststellen, welche Stoffart bei einem bestimmten Stadium der Zersetzung gebildet wird, ob gasförmige oder feste Materie, ob elektropositiv, ob elektronegativ geladene Teilchen entstehen, ja sogar, ob Teilchen ohne elektrische Ladung gebildet werden, ob gar eine Umwandlung ohne Aussendung von Strahlen erfolgt.

Dieser letztere Fall verdient unsere besondere Beachtung, denn unsere feinen Meßinstrumente, ohne welche uns die Erscheinungen der radioaktiven Welt wohl verschlossen geblieben wären, sind elektrometischer Art. Wenn wir also Umwandlungen erkennen, bei denen sich keine flüchtigen elektrisch geladenen Teilchen bilden, so kann dies im allgemeinen nur dann geschehen, wenn diese Teilchen später weiter zerfallen unter Bildung elektropositiver oder elektronegativer Teilchen, so daß in bestimmten Punkten der Zerfallkurven eine Zunahme der entsprechenden elektrischen Ladungen festgestellt wird. Derartige Beobachtungen sind zuweilen gemacht worden, aber sie geben uns zu denken und deuten darauf hin, daß mannigfache langsam verlaufende Umwandlungen der gewöhnlichen elementaren Materie vor sich gehen mögen, die nur deshalb für uns nicht wahrnehmbar sind, weil einstweilen die Meßapparate fehlen. Nur wenn die Umwandlung so nett ist, flüchtige Stoffe zu erzeugen wie das Helium, und sich in dem Ausschlage des Elektrometers bemerkbar zu machen, kann dieselbe festgestellt werden.

Die systematische Untersuchung der Abfallgeschwindigkeiten hat nun dazu geführt, daß uns der Zerfall, und die Kenntnis der Zerfallprodukte, namentlich des Radiums, Schritt für Schritt erschlossen wurde. Wir hören vom Radium A, B, C, D, E, erfahren, daß das Zerfallprodukt Radium F mit dem Polonium identisch ist, und daß das letzte, bisher feststellbare Zerfallprodukt, vielleicht nichts anderes ist, als das allbekannte Blei.

Das Blei, ein Zerfallprodukt des Radiums, wie das Radium ein Zerfallprodukt des Urans!

Indessen, es handelt sich hier um eine Theorie, eine Theorie, so kühn dieselbe auch erscheinen mag, nicht ohne experimentelle Begründung; doch erst stelle man mir das Blei aus Radium dar, dann glaub' ich's! So sagt der Skeptiker, und Skeptiker soll's geben in den Naturwissenschaften.

Noch fehlt das Tipfelchen auf dem i!

Da greift nun jener große und geniale englische Experimentator ein, welcher schon vor-

her seinen Namen unsterblich gemacht hat durch die Entdeckung jener ganz neuen Elementenfamilie des Argons und des Heliums:

Sir William Ramsay.

In einem Apparate, dessen Anordnung so war, daß alle Fehlerquellen auf das sorgsamste ausgeschlossen waren, wurde die Emanation, welche sich in 50 mg Radiumbromid angehäuft hatte, durch einfaches Lösen des Salzes in Wasser vom Salze getrennt. Wenn man bedenkt, daß 1 g des Radiumsalzes in vier Tagen nur etwa 1 qmm der Emanationsgase entwickelt, so kann man sich denken, wie klein das Bläschen der von anderen Gasen befreiten Emanation war, welches auf diese Weise gewonnen wurde.

Eine kleine Menge und doch genügend groß, um das anscheinend festgezimmerte Gebäude der chemischen Wissenschaft in seinen Grundlagen zu erschüttern! Denn als von Zeit zu Zeit Ramsay das Spektrum dieser Emanation festzustellen unternahm, leuchtete nach drei Tagen die gelbe Linie des Heliums auf und nach fünf Tagen zeigte sich das gesamte Heliumspektrum in all seinem Glanze.

Das Element Helium also aus der Emanation gebildet, ein Zerfallprodukt des Radiums! Nunmehr wurde es verständlich, weshalb den Trägern der α-Strahlen eine Masse zukam, die von derjenigen des Heliumatoms nicht sehr verschieden war; nunmehr ahnte man, woher es kam, daß in zahlreichen radioaktiven Mineralien oft nicht unerhebliche Heliummengen angehäuft waren.

Indessen es erging Ramsay, wie es dereinst Liebig und Wöhler ergangen war, als sie durch die Entdeckung der ersten Isomeren eine Revolution der Anschauungen auf dem Gebiete der Atomistik und der Kohlenstoffchemie herbeiführten. Die Heliumgewinnung aus Radium wurde in Zweifel gezogen; man gab sich Mühe, Ramsays wiederholte Beobachtungen mit den bisherigen Anschauungen in Einklang zu bringen. Als aber Frau Curie, James Dewar, Himstedt und G. Meyer den berühmten Versuch in den verschiedensten Anordnungen wiederholten, immer mit dem gleichen Erfolge, da schwanden die Zweifel der Physiker und Chemiker, und wenn der Laie in neuester Zeit die Nachricht in den Zeitungen las, daß der berühmte englische Physiker Lord Kelvin Stellung nahm gegen seinen Landsmann Ramsay, so heißt es sicherlich den Ruhm Kelvins nicht schmälern, wenn man daran erinnert, daß dessen Alter mehr als 80 Jahre beträgt. Mag auch Frau Curie, als sie um ihre Meinung in bezug auf den Wettstreit Ramsay-Kelvin gefragt wurde, ihre Antwort in ein liebenswürdiges Fragezeichen gekleidet haben, — die Modernen stehen voll und ganz auf der Seite Sir William Ramsays.

Und das will viel sagen! Denn die Nachrichten, welche vor wenigen Wochen Ramsay der Oeffentlichkeit preisgab, sind derart, daß, wie Professor Ostwald mit Recht bemerkt, dem Chemiker „die Haare zu Berge stehen“ ob solcher Kunde. Nicht allein berichtet uns Ramsay, daß es ihm gelungen sei, durch geringe Versuchsänderungen aus der Radiumemanation an Stelle des Heliums, dessen Geschwister in der Elementenfamilie, Neon und Krypton, zu gewinnen, sondern die Bestrahlung von Kupfervitriollösung mit Radiumemanation hat zur Bildung von Lithium geführt.

Kupfer in Lithium!

Kupfer umgewandelt in jenes dem Natrium ähnliche wachsweiche Alkalimetall, welches schon durch Wasser zersetzt wird und durch die blutrote Flammenfärbung seiner Verbindungen charakterisiert ist.

Wenn nunmehr die nächsten Monate oder Jahre uns die Nachricht bringen, es sei gelungen, Blei in Gold zu verwandeln, so wird das Staunen der wissenschaftlichen Welt geringer sein, als das der Laien. Mit der Ueberführung von Kupfer in Lithium hat sich der Traum der Alchimisten bereits erfüllt, die Ueberführung von Blei in Gold wäre gegenüber dem, was wir Ramsay verdanken, nur ein kleiner Schritt weiter, welcher den Gelehrten weniger interessiert, als etwa den — Finanzmann. Aber derselbe darf einstweilen noch in Ruhe schlafen! Nur Körnchen Lithium sind es,

welche Ramsay erhalten hat. Noch fehlt der Katalysator, durch dessen Gegenwart die Umwandlung eines schwereren Metalls in ein leichteres so beschleunigt wird, daß die ungeheueren Energiemengen auf einmal frei werden und die Umwandlung auf einmal erfolgt. Hätten wir diesen Katalysator, dann allerdings wäre das Gold nur das Nebenprodukt. Die Energiemengen wären das wahre Gold und Dampfmaschinen wären fürder unnötig.

Früher galt das Wort „Ignorabimus" als ein Zeichen der Bescheidenheit, heute wäre es vermessen, dieses Wort zu gebrauchen, und wer kann sagen, ob es nicht uns dereinst gelingen könnte, jenen Katalysator zu finden. Dann wäre der Stein der Weisen gefunden und ein künftiger alter Bergmann würde sich's überlegen, ehe er schriebe:

„So denen, die Chemie treiben, die wissen nichts."

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

IV. Roman im 19. Jahrhundert. (4. Fortsetzung.)

Von der deutschen Komödie in diesem Zeitraum, dem Schmerzenskind der deutschen Dichtung von jeher, war nicht die Rede, weil wirklich lebendig davon heute nichts mehr ist, man könnte denn Freytags „Journalisten" ausnehmen. Aber auch seine Tage scheinen gezählt und dieses liebenswürdige, mit feinem Humor flott und behaglich gegebene Gemälde aus der Zeit von Deutschlands politischer Kinderstube scheint die Farbe nicht halten zu können; es verblaßt mehr und mehr, was aber nicht so sehr aus dem Zurückweichen der Zeit, in der es entstanden ist (also aus dem Standpunkt des heutigen Beschauers), sondern aus der Technik und den Grenzen der Kunst des Malers sich erklärt. Aber ehe es ganz verblaßt, säume man nicht, es zu genießen, denn es ist feines Zeitkolorit darin, es ist wunderbar echt Deutschland vor 50 Jahren. „Vor 50 Jahren" ist auch der zweite Titel eines Romans, der zwei Jahre vor den Journalisten 1852 erschienen ist und uns also in das Deutschland vor jetzt 100 Jahren versetzt, Willibald Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", ein historischer Roman, der die Menschen und die Zustände in Preußen unmittelbar vor der Katastrophe von Jena schildert. Ueber den Wert und die Berechtigung des sogenannten historischen Romans für die Literatur im allgemeinen mich zu äußern, ist hier nicht der Ort. Es hat Zeiten gegeben, wo man ihren künstlerischen Wert entschieden überschätzt hat, und Zeiten — in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts —, wo man ihn entschieden unterschätzt hat. Im allgemeinen ist nur zu betonen, daß jede Form an sich berechtigt ist, daß sie aber ihren Wert und ihre Daseinsberechtigung im Einzelfall lediglich durch das erhält, was der Künstler aus ihr macht. Es gibt gute und schlechte historische Romane, wobei der Literarhistoriker und der Aesthetiker freilich die betrübende Erfahrung machen muß, daß das lesende Publikum im großen und ganzen diesen Unterschied ignoriert, den schlechten mindestens ebenso begierig liest, wie den guten. Deshalb ist aber ein Hinweis auf diejenigen deutschen historischen Romane, die einen bleibenden künstlerischen Wert haben, in diesem Zusammenhang besonders am Platz. Und da muß an erster Stelle Willibald Alexis genannt werden. Was wir an ihm und seinen historischen Romanen haben, ist leider bis auf den heutigen Tag der Mehrzahl nicht genügend zum Bewußtsein gekommen. Tatsächlich sind sie ein Schatz, in dessen bleibenden Besitz sich zu setzen ich jedem nur auf das dringendste raten kann. Ich nenne an erster Stelle den „Roland von Berlin", die „Hosen des Herrn von Bredow", beide vom Standpunkt des Künstlers wie des Kultur-

historikers im höchsten Maße bewundernswerte und aufschlußreiche Darstellungen der im 15. und 16. Jahrhundert zwischen landsässigem Adel und den Städten auf der einen und der aufkommenden Fürstengewalt auf der andern Seite auf märkischem Grund und Boden sich abspielenden Kämpfe. Ferner „Cabanis", ein historischer Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, überragt und beherrscht von der Gestalt Friedrichs des Großen, eine lebendige Veranschaulichung der Kulturwelt des Rokoko-Zeitalters, der großen kriegerischen Ereignisse — eine glänzende Darstellung des Ueberfalls von Hochkirch! — und dazwischen naturalistische Augenblicksbilder aus Alt-Berlin, die wie Menzels Illustrationen zum Leben Friedrichs des Großen wirken. Das Seitenstück dazu ist der erwähnte Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", Berlin und Preußen um 1800, dessen dichterischer Wert allerdings hinter dem kulturhistorischen zurücksteht. Umgekehrt überwiegt in der historischen Novelle „Michael Kohlhaas" von Heinrich von Kleist die dichterische Gestaltungskraft in der psychologischen Herausarbeitung der zu einem tragischen Konflikt in der Seele des Helden treibenden Motive den kulturgeschichtlichen Gehalt. Trotzdem oder eben deshalb gehört der Michael Kohlhaas zu der kleinen Zahl von Kunstwerken, die auf jeden und zu jeder Zeit wie eine unmittelbare künstlerische Offenbarung wirken. Im übrigen möchte ich aus der Fülle historischer Romane und Novellen, die gerade das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, hier noch eine als sowohl ihrem poetischen wie ihrem kulturhistorischen Gehalt nach hervorragende Dichtung hervorheben, die nun auch schon mehr als ein halbes Jahrhundert alt ist, die aber sicher auch nach 50 und abermals 50 Jahren von unsern Nachkommen mit ebensoviel Lust und Freude gelesen werden wird, wie von uns und unsern Eltern: Scheffels Ekkehard, den er selbst einen Roman aus dem 10. Jahrhundert genannt hat, und der uns ein wundervoll anschauliches und zu jedem Leser sprechendes Gemälde süddeutsch-mittelalterlicher Kulturwelt gibt, und damit in reinster dichterischer Form das Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Kultur vor tausend Jahren erschließt. Ob das gleiche, vor allem was den bleibenden Wert anlangt, von Gustav Freytags groß angelegtem und in einzelnen Partien auch groß durchgeführten Romanzyklus „Die Ahnen" gesagt werden kann, möchte ich nicht unbedingt bejahen. Wohl aber möchte ich in diesem Zusammenhang gerade auf den unschätzbaren und bleibenden Wert von Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" hinweisen, jener Sammlung von Dokumenten zur Geschichte des deutschen Lebens und der deutschen Kultur, die, immer aus den eigenen Zeugnissen der betreffenden Epoche schöpfend, mit künstlerisch gestaltender Hand ein lebensprühendes Gesamtbild unserer Vergangenheit entrollt, und die daher jeder lesen sollte, der für die innerlich treibenden Kräfte in unserer Geschichte ein Verständnis gewinnen will.

Wenn ich eben den bleibenden dichterischen Wert von Freytags „Ahnen" nur bedingungs- und teilweise gelten lassen wollte, so ist als künstlerische Tat zweifellos anzusehen der Roman, in dem er, wie in den Journalisten, als Gegenwartsschilderer auftrat, der Roman „Soll und Haben", der vor 50 Jahren erschien, und der, wenn er auch — ähnlich wie die Journalisten — im Laufe der Zeit in seinen Farben etwas verblaßt ist, doch wohl als lebendiges Zeugnis deutschen Lebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts auch noch über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus seine Anziehungskraft auf Leser jeden Alters und Standes behaupten wird; es wird dann als ein ungemein anschauliches, wahres künstlerisches Bild der Vergangenheit interessieren, was den ersten Lesern als Spiegel der Gegenwart erschien. Und nicht zum wenigsten wird der Roman immer wieder und wieder gerade den mitten im modernen Leben stehenden Arbeiter, d. h. jeden, der seine geistigen und körperlichen Kräfte in berufsmäßiger Arbeit im kleinen oder im großen für den Fortschritt der Menschheit einsetzt, interessieren, weil „Soll und Haben" der erste deutsche Roman war, der sich die Aufgabe stellte, das deutsche Volk

bei der Arbeit, in Typen aus allen Lebensschichten vom Großkaufmann bis zum Aufladen, zu schildern. Er schildert die Zeit um 1840, eine Zeit also, in der von dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung, der nicht zum wenigsten eine Folge der politischen Umgestaltung Deutschlands um 1870 war, noch nichts zu spüren ist. Aber er zeigt die Keime, aus denen sich das moderne wirtschaftliche Leben und der moderne wirtschaftliche Kampf entwickelt hat, und gerade das ist für den, der in der wirtschaftlichen Entwicklung und in dem wirtschaftlichen Kampf der Gegenwart seine Kräfte zu betätigen hat, lehrreich. In demselben Sinne sind die Romane Friedrich Spielhagens, die uns in die politischen und sozialen Kämpfe der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und in das Getriebe der damals miteinander ringenden Parteien einen Einblick gewähren, für jeden, der seine eigene Zeit verstehen will, ein Bildungsfaktor von bleibendem Wert. Sie sind allerdings, im Gegensatz zu Freytags „Soll und Haben", bei dem ein über den Parteien stehender Dichter das Wort führt, fast alle Bekenntnisschriften des Verfassers zu bestimmten politischen Parteiidealen, geboren aus der leidenschaftlichen Erregung des persönlichen Kampfes. Aber auch hier ist es doch immer ein Dichter, ein Schöpfer, der das Bild der Kämpfe seiner Zeit als Künstler zu einem künstlerischen Bilde gestaltet, das um seiner selbst willen, um der darin entwickelten dichterischen Kraft, um der Wahrheit und der Anschaulichkeit der dargestellten Charaktere und der geschilderten Konflikte willen auch für das heutige Geschlecht als Kunstwerk seinen Wert behauptet. Das Beste hat er wohl geleistet in dem 1869 erschienenen Roman „Hammer und Amboß".

Unter den älteren Romandichtern dieses Zeitraums möchte ich noch zwei hervorheben, die, so verschieden sie ihrer Weltanschauung und auch ihrer Sprache nach sind, doch das gemeinsam haben, daß sie als lebendig an den Kämpfen ihrer Gegenwart im Innern teilnehmende Menschen, in ihrer Dichtung bewußt einen Ausgleich der Dissonanzen des Tages suchen, dadurch, daß sie sich selbst und ihre Leser auf goldenen Schwingen des Humors über den Dunstkreis des Alltags erheben und aus heiterer Höhe lächelnd auf das Gewirr da unten herabschauen. Der eine ist Josef von Eichendorff (1788—1857), der uns mit seiner poetischen Verklärung des liebenswürdigen Faulenzers, der pflichtenlos und glücklich durchs Leben schlendert, seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts" einen in Worte gefaßten Sonnenstrahl hinterlassen hat, an dessen lachendem, harmlosem Frohsinn sich zu sonnen gerade dem arbeitsmüden und arbeitsfrohen Menschen der Gegenwart ein Vergnügen ohnegleichen bereitet. Erdenäher und daher auch unsern Herzen näher, uns tief in wohliger Lust aufrührend ist die Dichtung Wilhelm Raabes, der zwar gottlob noch am Leben ist, dessen eigentliche Schaffenszeit aber doch auch die Epoche der fünfziger und sechziger und siebziger Jahre ist. Ihn aufzuschlagen und von ihm sich erzählen zu lassen wird keinem gereuen, der sich eine gute Stunde bereiten will, die auch über den Tag und die Arbeitswoche ihre aufhellende Kraft bewähren wird. Nicht jeden spricht Raabe sofort an, nicht jedem ist gegeben, sich gleich in die Erzählungsweise des behaglichen Humoristen zu finden, der gar keine Eile hat und der den vorwärts hastenden Leser immer wieder und wieder bei allerlei schönen Aussichtspunkten ins Leben festhält und zu innerer Betrachtung der Narrheit der Welt und der Menschen einlädt, und es gar nicht zu merken scheint, wie unruhig der Zuhörer wird, der gerne weiter möchte. Aber wer dem Führer einmal tief in das freundlich-schalkhafte Auge gesehen, wer einmal sich wirklich unbefangen dem Zauber einer solchen Plauderstunde mit ihm, einem solchen ruhigen Ausblick ins Leben hingegeben hat, der wird diese Stunden zu seinen besten zählen und immer wieder sie zu erneuern suchen: das Heimlichste, Tiefsinnigste und Fröhlichste, was im echten Deutschen lebt und rumort, was ihn so stark und so zart, so ernst und so fröhlich macht, das offenbart uns

Raabes Kunst, und darum ist er ein Freund des sich ihm hingebenden Lesers, und von einem Zauber und einer Anziehungskraft, wie wenige. Ich würde raten, zuerst zu lesen: „Die Chronik der Sperlingsgasse", dann den „Hungerpastor", „Horacker", „Das Horn von Wanza". Wer damit vertraut geworden ist, dem wird jeder weitere Band Raabes, den er liest, Freude bringen.

Neben diesem großen Humoristen, mit dem nach innen gekehrten Blick, der jeder Gestalt, auf der sein Auge sinnend geruht und in deren Seele seine Seele gelesen hat, etwas von der tiefsinnig-gemütvollen Schalkhaftigkeit seines eigenen Wesens als Mantel gegen Kleinlichkeit, Flachheit und Dummheit mit auf den Weg gegeben hat, die sie sofort als Menschen eigenen Schlages im Schwarm absondert, verdient der andere große Humorist seinen Platz, dessen Namen man nur zu nennen braucht, um ein unendlich starkes und wohltuendes Gefühl von strahlender Gesundheit, Lebensfrische und Behagen zu erwecken: Fritz Reuter. Er hatte das große Glück, in einer Sprache zu schreiben und zu dichten, die, wie sie in der unverbrauchten Urwüchsigkeit ihres nicht durch Schriftgebrauch abgenutzten Wortschatzes gerade für den Humoristen eine unerschöpfliche Fundgrube für Färbungen des Ausdrucks bot, doch verhältnismäßig leicht auch von den des Dialekts Unkundigen verstanden werden konnte. Die Schwierigkeiten, die seine Sprache bietet, sind auch für den Süddeutschen verhältnismäßig so gering, daß ein Versuch, ihn ins Hochdeutsche zu übersetzen, vollkommen überflüssig, ja geradezu ein Frevel ist. Denn gerade in der Behandlung der Sprache, der Individualisierung der Sprache kommt ein wesentlicher Teil der Charaktereigentümlichkeiten seiner Personen zum Ausdruck. Nein, man muß ihn in jeder Beziehung nehmen und sich an ihm freuen, wie er ist. Kein Dichter deutschen Stammes ist so die Verkörperung unerschütterlicher Lebensbejahung und naivster Lebensfreudigkeit, der Typus des behaglich plaudernden vielerfahrenen Mannes, der am Feierabend in fröhlicher Tafelrunde von all den Menschen, die er in ihrer Güte und in ihrer Dummheit, in ihrer Bosheit und in ihrer Klugheit reichlich genossen, mit dem befreienden Lachen des Ueberwinders zu erzählen weiß, und dem der ganze in Jahrhunderten aufgesammelte Schatz humoristischer Lebensweisheit eines Volkes sich verdichtet zu leibhaftigen, greifbaren Menschen und Menschenschicksalen, die jeder, der in der Heimat des Erzählers zu Hause ist, zu kennen oder wiederzuerkennen glaubt. Er ist wohl der naivste Erzähler, den die deutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Die eigentliche künstlerische Arbeit, der Aufbau seiner Dichtungen ist zweifellos das Schwächste. Das versinkt aber völlig, wenn man nur seinen Gestalten, seinem Bräsig, seiner Frau Nüßlern, seinem Amtshauptmann, seiner Mamsell Westfalen, seinen Triddelfitzen und Fritz Sahlmanns, seinem Dörchläuchting und seinem Konrektor Aepinus, in die Augen sieht. Wenn man Reuter zu lesen beginnt, da ist es, als ob die Stubentür sich öffnete und ein Schwarm von fröhlichen, kernhaften und dabei gescheiten Menschen hereinkäme, und solange sie im Zimmer sind, ist ihre Welt unsere Welt, mögen wir sie mit den Augen von Onkel Bräsig ansehen oder denen seines bestgehaßten Feindes, des Herrn Zamwell Pomuchelskopp. Und allen fühlen wir uns Dank schuldig, wenn sie uns verlassen. Wer Reuter noch nicht kennt, möge mit der „Franzosentid" beginnen, dann „Ut mine Stromtid" lesen und zum Schluß das nicht ganz mehr auf der Höhe stehende, aber in Einzelheiten unübertreffliche „Dörchläuchting".

Kaiser und Lord.

August 1907. Wilhelmshöhe. Freude und Seligkeit herrschte im Land, denn Eduard war, der Onkel, zum Neffen gekommen; auf acht Stunden. Wer die Blätter nachschlägt, wird Erbauliches lesen. Ein Merk- und Markstein. November eiusdem anni: Windsor. Der Neffe besucht den Onkel; acht Tage bleibt er zu Gast. *'Εποχή.* Holt die Blätter wieder vor, zählt, die nüchtern blieben im Meere dionysischen Taumels. Adventstimmung. Schafe sahen schon das Loch im Himmel, durch das der Engel mit der frohen Botschaft kommen mußte. Wie lange ist das Alles doch her? Fünf Jahre mindestens. Nein, nur drei Monate. Inzwischen haben wir die Balkangeschichte erlebt, hören von der Befestigung der Alandsinseln (als Herr von Schön in der Budgetkommission gefragt wurde, wer denn die Nord- und Ostseefragen angeschnitten habe, blieb er die Antwort schuldig. Und alle Welt weiß seitdem Bescheid. Stillsitzen? Ganz unmöglich. Man denke: Verträge! Das isolierte Deutschland schließt Verträge!) und genießen jetzt das Schauspiel, das in quälenden Träumen Mancher schon sah. Vor einigen Tagen brachte die Times die Nachricht, Lord Tweedmouth, der erste Zivillord der Marine, habe vom deutschen Kaiser einen Brief bekommen, der sich mit den Flottenrüstungen beider Länder befasse und einen Beeinflussungsversuch am untauglichen Objekt im deutschen Interesse darstelle. Großer Lärm. Die Officiösen eilen auf die Schanzen und ein Hagel von Schimpf und Kot prasselt auf das Haupt der Times nieder. Dabei giebts in der ganzen Affaire nur Einen, der zu tadeln wäre: den Kaiser, von dem wieder einmal der Erdball spricht. Doch das ist bei uns längst nicht mehr der Brauch; was dieser Herr thut, das ist wohlgethan; man seufzt unter vier Augen, in der zuverlässigen Sicherheit seines Hauses, und ist öffentlich begeistert. Mit der Deutlichkeit eines Schulfalls wars diesmal zu sehen. Jede warnende, jede zu ruhiger Prüfung mahnende Stimme wird ignorirt, der Schwarzseherei und Nörgelsucht verdächtigt, ein Vorgang, fast ohne Beispiel in der Geschichte. Selbst im alten Rom, im alten Byzanz sogar gabs warnende Stimmen. Bei uns? Nirgends. Alles ist in herrlichster Ordnung (und regt sich ja irgendwo ein schüchternes Wort, so gilts irgend einer inneren Lauserei). Immer; und diesmal im Besonderen.

Am 22. Januar schrieb Lord Esher an die Imperial Maritime League, die ihn um seinen Beitritt gebeten hatte, einen Brief, in dem die Sätze vorkamen: „Ich werde es immer mit denjenigen halten, die da sagen, daß die Stärke des britischen Reiches in der Flotte liegt, und daß Morley recht hatte, als er 1893 in Manchester sagte: ‚Jedermann weiß, Liberale sowohl wie Torys, daß es unerläßlich für uns ist, nicht nur eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu haben, und daß Mr. Stead mit seinem Ausspruch: für ein deutsches Schiff zwei britische die beste und richtigste Lösung gefunden hat.' Es gibt in Deutschland vom Kaiser abwärts nicht einen Mann, der nicht den Sturz Sir John Fischers willkommen heißen würde, und aus diesem Grunde allein, neben allen anderen, muß ich Ihre Aufforderung, dem Comité des Flottenvereins beizutreten, ablehnen." Der Brief wurde veröffentlicht, und erlebte bei uns, wie so manches Andre, unverständige und unfreundliche Commentare. Unverständige deshalb, weil er auch das empfindlichste deutsche Gefühl nicht zu verletzen geeignet war. Ein Kompliment für Sir John Fischer, kein irgendwie erkennbarer Affront gegen uns. Schließlich sind wir doch wirklich nicht verpflichtet, für Englands tüchtige Staatsmänner und Marinisten zu schwärmen, und das Bewußtsein, daß Onkel und Vettern von drüben unserm Tirpitz noch ein recht langes Amts-

leben gönnen, gehörte mindestens nicht zu den für den Patrioten wünschbaren Zuständen. Wollte man von dem Briefe überhaupt Kenntnis geben, so war der (löblichen; gut ists ja immer, vom Empfinden und Denken eines Konkurrenten Kenntnis zu erhalten) Absicht mit dem Abdruck vollauf Genüge geschehen. Leider kams anders. Der Kaiser setzte sich hin und schrieb den Brief an Lord Tweedmouth, den kürzlich nun die Times glossirt hat. Und alsbald ging ein Hexensabbath los, wie er selten zu sehen, zu hören ist. Natürlich hatte die Times nur aus Skandalsucht gehandelt und aus durchsichtigen pekuniären Gründen (dabei streiten sich Leute um ihren Besitz, die in Berlin ihresgleichen kaum haben). Als man zwei Tage lang geschimpft hatte, kam die Frage (aus England, versteht sich; was der deutsche Kaiser schreibt, interessirt doch uns nicht), ob der Brief veröffentlicht werden würde. Selbstredend; schwerwiegende politische Erwägungen verlangten gebieterisch nach der Publikation. Schwerer wiegende haben sie offenbar verhindert, denn sie unterblieb, und man hörte nur, daß ein direkter Beeinflussungsversuch (wie er auch von der Times nie behauptet worden war) nicht vorliege. Dafür erfuhren wir, daß der Brief eine „reine Privatsache" sei, die außer dem Schreiber und dem Empfänger niemand etwas anginge, und daß Lord Esher darin etwas unglimpflich wegkomme. Ein nicht sehr geschmackvoller Witz ging durch die Blätter, der Lord Esher, einem der gründlichsten Kenner der englischen maritimen Verhältnisse, die Fähigkeit, in Flottensachen mitzureden, bestritt. „Die einzige Bezugnahme auf die britische Flottenpolitik bestand (nach der Daily Mail) in einer Parenthese, worin der Kaiser erklärte, er könne, wenn er wolle, beweisen, daß die britische Flotte fünfmal so stark sei als die deutsche." Eine Aeußerung, die mir immerhin der Rede werth scheint, und ich glaube, in erster Linie hätte Deutschland ein Interesse daran, daß Privatkorrespondenzen dieser Art künftighin unterbleiben; wir, daß der verantwortliche Kanzler des deutschen Reiches für die Zukunft uns vor ähnlichen Ueberraschungen bewahrte, und daß er seinem Kaiser endlich zu der (ihm und uns) nützlichen Erkenntnis Wallensteins verhelfe: „In meiner Brust ist der Gedank' noch mein. Einmal entlassen aus dem sichern Winkel des Herzens, seinem mütterlichen Boden, hinausgegeben in des Lebens Fremde, gehört er jenen tückschen Mächten an, die keines Menschen Kunst vertraulich macht." Was ist noch von öffentlichem Interesse, wenn es Mittheilungen dieser Art nicht sind? Inzwischen wurde über den Inhalt der „reinen Privatsache" weiter geredet, ohne daß man auch nur eine Ahnung davon hat, was wirklich in dem Briefe Alles steht. Keiner weiß es, doch schwor die liebe Presse uni sono Stein und Bein, daß der Brief eine Bagatelle sei; namentlich, wenn er aus einem Gehirne stammt, das die Sätze zeugte: „Der Dreizack gehört in unsre Faust"; „unsre Zukunft liegt auf dem Wasser"; „der Admiral des atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des stillen Ozeans"; „wir sind das Salz der Erde"; „uns hat der liebe Gott noch Großes vorbehalten"; „ohne den deutschen Kaiser darf keine Entscheidung fallen". Und so fort. Hat Eduard, der Onkel, je in solchen Tönen vor den lauschenden Ohren zweier Welten gesprochen? Nein. Dann, bitte, laßt den Stillen auch in Ruh und zwingt ihn nicht zur Entlastung der Handlungen Wilhelms, des Neffen, herbei, der allzu oft schon erkennen ließ, daß ihm die dem Diplomaten so unentbehrlichen Hemmungsvorstellungen fehlen, die den Impuls ins Maaß des Vertretbaren zwingen. „Nie, hat Ludwig der Vierzehnte in sein Tagebuch geschrieben, nie einen Beschluß in der Eile fassen, denn er würde der Reife des Urtheils entbehren." Und der alte Fritz, der seiner Intelligenz doch gewiß auch vertrauen durfte, hat sich manchmal zu ruhiger Ueberlegung ermahnt. „Je mets en œuvre tout ce que j'ai de réflexion pour éviter le premier moment, qui est très vif chez moi, et tant que cette vivacité du premier moment

dure, je me garde soigneusement de décider sur ce que j'ai vu, sur ce que j'ai entendu, et qui m'a échauffé la bile; malgré mes soins je ne l'évite pas toujours, ce premier moment, et pour lors Monsieur fait parfois des sottises et Monsieur s'en rouge les doigts." Ist von diesem Hohenzollern nichts mehr zu lernen? Auch andre Kronenträger haben mit Ministern fremder Staaten korrespondiert? Das ist wahr; doch schwerlich über Fragen der Wehrmacht, schwerlich, seit Metternichs Abgang, über interne Anlegenheiten fremder Länder, und englische Minister nur über Fragen internationaler Politik. Auch das endlich nur in Tagen enger Freundschaft oder bei der Aussicht, einen Kleinen aus der Schar der Begnadeten zum Werkzeug englischer Pläne zu machen. Was würde man bei uns wohl sagen, wenn Eduard mit Herrn von Tirpitz über die Flotte, Nikolaus der Zweite mit Herrn von Einem über unsre Landmacht korrespondierte?

Der Zweck des Manövers, das dem Brief jede politische Bedeutung absprach, war leicht erkennbar und wurde bald genug auch entschleiert. Lohnts denn, selbst wenns an der Erlaubnis nicht fehlte, mit der Bagatelle die Oeffentlichkeit zu behelligen? Privatbriefe, selbst wenn sie von Königen kommen, sind heilig. Sind sie belanglos obendrein, so kann auch der schlimmste Chauvinist nicht mehr ihre Publikation verlangen. Das Manöver gelang bei der Geschultheit der englischen politicians und der strammen Disziplin der Presse nach Erwarten. Niemand verlangte mehr die Vorlegung einer Sache, die soviel Entrüstung und Druckerschwärze gekostet hatte. Im Oberhaus gab Herr Tweedmouth, im Unterhaus Herr Asquith eine kurze Erklärung ab, die den Brief, getreu der Losung, ins Reich der Privatangelegenheiten verwies. Den Brief eines Kaisers, der von zu jedem Dienst willigen Knaben als Flottenfachmann gepriesen wird, einen Brief, der Betrachtungen über den wundesten Punkt der deutsch-englischen Beziehungen enthält. Eine schärfere Verurtheilung ist eigentlich kaum denkbar. Doch stört sie niemand. Drüben ist man froh, daß sich die Sache noch so leidlich abwickeln ließ, ohne ernste Verstimmung des bei uns „Maaßgebenden". Hier athmet alle Welt erleichtert auf, und mit einem erneuten Guß über das sündige Haupt der Times wird die Debatte geschlossen. „Die Anmaßung des Gewährmannes der Times, die Moral der Minister befestigt zu haben, erregt hier in London nur ein Lächeln, und das allgemeine Urtheil hat über seine lächerliche Aktion den Stab gebrochen. Der Zwischenfall gilt für absolut erledigt; er wird nirgends mehr erwähnt. Die Verurtheilung der Times ist eine allgemeine und vernichtende." So schrieb selbst der sonst immer so milde Lokalanzeiger. Sicher nicht ohne gemessene Weisung. Ist die Sprache berechtigt? Der Gewährsmann des Cityblattes hat in einem Rückblick auf die Affaire von seinem Wollen den Schleier gezogen und die Gründe angegeben, die sein Handeln bestimmten. „Drei Gründe", schreibt er, „bewogen mich, die Korrespondenz zu enthüllen. Erstens fühlte ich, daß sie im Prinzip unkonstitutionell und darauf berechnet war, die Sicherheitsvorkehrungen zu zerstören, auf welche das Parlament stets eifersüchtig bedacht war. Ich fühlte, daß unsere legitime Diplomatie darunter leiden würde, falls ein fremder Herrscher, dessen persönlicher Charme seiner hohen Stellung ebenbürtig ist, fortfahre, mit einem britischen Minister zu korrespondieren, der weder die Berechtigung noch die Befähigung hat, sich mit auswärtigen Angelegenheiten zu befassen, und welcher der Vorteile der Stellung eines Monarchen bar ist. Zweitens war ich sicher, daß Lord Tweedmouth, wie gut auch seine Absicht gewesen sein möge, eine ernste, wenn nicht unüberwindliche Schwierigkeit darin gefunden haben würde, seine offene Meinung über deutsche Flottenpolitik auszudrücken, falls eine solche Aeußerung, wie es wohl hätte der Fall sein können, mit der so emphatisch ausgesprochenen Ansicht

seines hohen Korrespondenten im Widerspruch stehen sollte — selbst wenn der letztere ein Fachmann ist. Drittens bemerkte ich mit großer Sorge, daß unser Flottenbudget offenbar zweimal auf Veranlassung des linken Flügels der Regierungspartei revidiert worden war. Ich nahm einen deutlichen Beweis des Schwachwerdens der Absichten der Regierung wahr, besonders in einem psychologischen Moment, wo Festigkeit und Zähigkeit für die künftige Sicherheit des Staates unumgänglich notwendig waren. Der Deutsche Kaiser lieferte huldvoll die für die Gesundheit der Minister seiner Majestät des Königs Eduard unerläßliche stärkende Medizin. Sir, die nationalen Zwecke, die wir im Sinne hatten, sind gesichert worden. Ich bin überzeugt, daß nach der klaren und lichtvollen Auseinandersetzung der konstitutionellen und diplomatischen Eigenart des Falles durch Lord Lansdowne die Korrespondenz aufhören wird, und daß der erste Lord nicht länger Einflüssen ausgesetzt werden wird, die selbst ein größerer Mann als Verlegenheit bereitend finden könnte. Was unsere Flottenpolitik anbetrifft, so zweifle ich nicht, daß meine berechnete Indiskretion wenigstens eine der hauptsächlich bestimmenden Ursachen der klaren, emphatischen und staatsmännischen Ankündigung war, die Mr. Asquith vergangenen Dienstag im Hause der Gemeinen in Erwiderung auf Mr. Balfours strikte Anfrage abgab." Das ist klar, bündig, klug, und aus jedem Satze spricht politisches Verständnis. Daß die Sache in ihrer Wirkung erledigt sei, soll man Kindern, nicht erwachsenen Menschen vorreden. Der für des Reiches Wohl Verantwortliche aber wird, auch wenn der Lärm des Tages längst verhallt ist, die Frage nach dem Sinne des mit guter Regie gespielten Stückes nicht von der Schwelle des Bewußtseins scheuchen, nicht für eine Episode halten dürfen, was nur Präludium war. Darf mans hoffen? Man muß es wünschen.

Karl Schnitzler.

Randbemerkungen.

Die Tänze der Schwestern Wiesenthal.

Wenn der Vorhang aufgeht und der Chopin-Walzer anhebt, denkt man: Aha, das gouvernantenhafte Hopsen der Duncan. Das munter-naivische, aufmeckernde Springen eines Böckleins, gesehen durch ein akademisches Gemüt, das sanft nach der Antike schielt . . . . . (Uebrigens war es von Anfang und als Anregung dankenswert.) Es könnte einstudiert sein, denkt man. Hoffentlich wird es besser. Dann aber, wenn Beethoven naht und das Andante aufbegehrt, merkt man plötzlich auf, da eigentümlich energische Bewegungen, die den Linienfluß störrisch zerreißen, Charakter ahnen lassen. Man merkt: die Anlehnung fehlt.

Und wenn Strauß die „Rosen aus dem Süden" aufblühen läßt, frappieren die weich hinschwingenden Gebärden, die aus den Gliedern eine selig sich hingebende, lauschende und lockende Einheit machen. (Elsa Wiesenthal.) Dann ein erkältendes Kostümstückchen im Reifrock (Massenet, Tanz aus „Manon"). Man bedauert, sich nicht erwärmen zu können. Aber dann kommt wieder Strauß, und die Wellen der Donau fließen sanft in Tönen hin. Und wieder (diesmal tanzt Grete Wiesenthal) dieses Sich-Lösende, ganz Schwebende, diese verhaltene Ekstase mit dem prickelnden Einschlag und dem melancholisch-süßen Lächeln. Eine zarte Stimmung über dem Ganzen, ein eigentümlich vornehmes dämmerndes Licht . . . Und zum Schluß die drei Schwestern zusammen; Lanner-Schubert-Walzer. Junge, mädchenhafte Gestalten, voll Schlankheit und Grazie. Ein apartes Spiel wechselnder Linien, sich lösender Verschlingungen, mit Bewegungsfiguren, die man plötzlich fixieren möchte; Motive, die an einen graziösen, malerischen Fries erinnern!

Und nun weiß man: Wiener Kultur. Ein typischer Ausdruck inneren Seins. Etwas Essentielles. Nichts Angelerntes. Nicht umsonst löst die weich-sinnliche Musik von Johann

Strauß, lösen die Suggestion einschmeichelnden Melodien, die wie ein Duft entschweben, deren Töne prickelnd aufsteigen, wie Perlen im Sektkelch, leicht und flüchtig, aber voll sublimsten Gehaltes, diese Glieder aus dem einstudierten Schema und steigern die Gebärden zur geschlossenen, innerlichen Wesensform, so daß Bewegung hier Ausströmen wird, Sich-Geben. Mit zarter Delikatesse begleitet diese Musik die Bewegungen; so leicht und sanft, als hörte man fern, hinter angelehnten Fenstern, gedämpft die Klänge . . . .

Grete Wiesenthal scheint die intelligentere zu sein. Ihre Strauß-Interpretation ist wechselvoller, durchdachter, mit einprägsameren Nuancen; es ist mehr Charakter darin. Elsa Wiesenthal ist temperamentvoller, ursprünglicher; sie hat mehr Rhythmus und eine ununterbrochene, einheitliche Folge weicher Linien. In beiden aber lebt das Gefühl für das Wesen des Tanzes, und wenn sie in verhaltenem Jubel leichtlich sich dem Wirbeln der Akkorde hingeben, merkt man, daß sie über das Bloß-Interpretative hinauskommen, nicht pantomimische Umdeutung geben wollen, sondern sich tragen lassen, wodurch das Natürliche ihrer mädchenhaften Anmut und Grazie organisch sich auswirkt. Sie befreien sich aus dem Zwang der Gebärde und schaffen etwas Persönliches. Sie wollen nicht Chopin tanzen; Musik lebt in ihnen und wirkt Bewegung. Der innere Kontakt ist da. Das Lehrhafte schwindet. Hier trennen sich schon die Wege der Entwicklung, eine Rückkehr zum Ursprünglichen macht sich bemerkbar.

Hier nähert sich die Darbietung der Kunst, und wenn man unter Tanz eine eigene Stilform, eine künstlerische Wesensäußerung versteht, kann man hier ahnen, daß sich eine Form ergeben könnte. Denn so sympathisch man all diesen Versuchen gegenüberstehen muß (da sie Kulturäußerungen darstellen) — man wird nicht leugnen können, daß Bleibendes erst gewonnen wird, wenn sich das Menschliche, Zufällige zu einer prägnanten, eigenen Form erhebt. Alle bisherigen Versuche sind als Etappen zu betrachten. So zählt man diese Tänze zu jenen Erlebnissen, die aus dem realen Leben hinwegführen in ein Reich der Schönheit. Das ist nicht der einzige Sinn der Kunst, aber ein wesentlicher. Darin liegt das Befreiende, das froh und leicht macht, das man nicht vergessen wird im Gedränge. Aus dieser Empfindung heraus kam wohl auch der über Erwarten nachhaltige Zweifel. Aber es war ebenso schön, daß die Schwestern dem Drängen nicht nachgaben. Man sollte auch bedenken, daß anderthalb Stunden Tanz, abgesehen von aller Schönheit, auch eine beneidenswerte Gymnastik ist.

Ernst Schur.

Atavismus.

Greifst du nach der fliehenden Eidechse und fassest sie am Schwanz, so lacht sie sich ins Fäustchen, läßt dir ihren Schwanz zwischen den Fingern, sie selbst aber entweicht frohgemut, als wäre ihr durchaus nichts Schlimmes passiert. Kann's ja auch leicht tun: ein neuer Schwanz wächst ihr eben nach. Ein neuer ja, aber ein ganz anders gearteter. Die moderne Naturwissenschaft hat das in scharfsinnigster Weise herausgefunden. Im Kapitel vom Regenerierungsvermögen der Organismen ist das einer der interessantesten, ja der rätselhaftesten Fälle. Sogar ein ganz einzig gearteter Fall. Alles, was in der Natur regeneriert wird, regeneriert sich so, daß an die Stelle des zu ersetzenden Gewebes ein neues Gewebe von genau derselben anatomischen Struktur tritt. Der Schwanz der Eidechse ist davon die einzige Ausnahme. Der neue Schwanz, der ihr für den verlorenen wächst, hat den anatomischen und histologischen Bau nicht der gegenwärtig lebenden Eidechsenarten, sondern derjenigen der Ichthiosaurus-Epoche. Die Naturforscher haben sich viel Mühe gegeben, diese so sonderbare Erscheinung im Geiste der Abstammungslehre zu erklären. Einem von ihnen, dem scharfsinnigen Neo-Lamarckianer Weißmann, ist dies auch in annehmbarer Weise gelungen.

Wir aber haben es gegenwärtig nicht mit den Erklärungsgründen zu tun, sondern bloß mit der bizarren Tatsache selbst. Und zwar in einem auf den ersten Anblick freilich etwas eigentümlichen Zusammenhange. Im Zusammenhange nämlich mit dem verrückten Brandstifter, der den Berlinern durch Wochen täglich ein paar Dachstühle angezündet hat, bis man seiner schließlich habhaft werden konnte. Der Kerl ist ohne Frage verrückt. Das brauchte man dem Publikum nicht erst zu beteuern.

Und gerade dieser Wahnsinn, diese Pyromanie ist es, die einen unwillkürlich an die seltsame Geschichte vom Eidechsenschwanz erinnert.

In der Ahnenreihe unserer gegenwärtigen Zivilisation — gar nicht zu hoch oben — bereits an der Schwelle der historischen Zeit stoßen wir auf die Kultur der Feueranbetung. Ist es auch nicht dokumentarisch erwiesen, so darf doch angenommen werden, daß die Kulturentwicklung aller Völker durch diese Zwischenphase hindurchgeführt habe. Nicht überall wird der Feuerglaube eine so hohe philosophische und ethische Vollendung wie bei Zoroaster erreicht haben. Aber daß an der Wiege der Kultur die Macht des Feuers dem ganzen Menschengeschlecht als eine überirdische Gewalt, als etwas religiös zu Verehrendes erschienen sein wird, kann, ja muß schlechthin ohne weiteres angenommen werden.

Um nun auf unseren Berliner Pyromanen zurückzukehren, so liegt die Frage nahe genug, ob die Verrücktheit der Brandstiftungswut nicht etwa ein individueller Rückschlag auf den Feuerkultus der Vorahnen sei?

Die Häufigkeit dieses Wahnsinns und sein respektables Alter — die ältesten Urkunden und Ueberlieferungen wissen bereits von seinem Vorkommen zu berichten — weisen augenfällig auf solch atavistischen Ursprung hin. Und weder unwahrscheinlich, noch unwissenschaftlich wäre die Annahme, daß Pyromanie eigentlich nichts weiter als ein atavistisches Zurückspringen auf längst verschollene Kulturzustände sei.

Da wären wir denn glücklich wieder bei unserem Ausgangspunkte: dem Eidechsenschwanze. Wer kann die Annahme kategorisch von der Hand weisen, daß auch hier ein spezieller Fall von Regenerierungsvermögen vorliegt, wobei wenn der zeitgenössische Mensch seinen modernen Verstand verliert, ihm der Verstand seiner feueranbetenden Vorfahren nachwächst? Seltsam klingt solches ohne Zweifel. Aber nicht seltsamer doch als die Tatsache, daß einem zeitgenössischen Eidechschen an Stelle des abgerissenen ein Schwanz nachwächst, wie ihn seine seit Millionen Jahren ausgestorbenen Ahnen besessen haben. Diese Idee trete ich unentgeltlich zur weiteren Behandlung an Anthropologen und Experimental-Psychologen ab. Sie mögen diese Spur weiterverfolgen.

Ich habe Vernünftigeres zu tun.

Viator.

Schamgefühl.

Den Gästen, die Mr. Edward Blix, der bekannte Eisenmillionär von Chicago, am 1. Januar 1908 zu einem köstlichen Diner eingeladen hatte, wurde eine große Ueberraschung bereitet. Während die Suppe von der Decke auf Silbertabletten heruntergelassen wurde, kam auch eine dünne Wand von der Decke herunter, so daß der Tisch der Länge nach in zwei Hälften geteilt wurde und niemand mehr sein vis à vis sehen konnte. Dieser Mittelwand folgten blitzschnell kleine Querwände, die den Nachbarn von der Nachbarin trennten. Alle saßen plötzlich vollumwandet ganz allein. Und der Gastgeber sprach mit gewaltiger Stimme: „Meine Damen und Herren, das Tier schämt sich nicht, daß es essen muß. Der Mensch aber soll mehr Schamgefühl besitzen; er soll jederzeit das Bewußtsein haben, daß das Essenmüssen etwas Entwürdigendes ist.“

Nachdem die Gäste die Suppe gegessen hatten, gingen mit den leeren Tellern auch die Wände wieder in die Höhe — und da konnten sich alle Gäste wiedersehen; sie priesen das Zartgefühl und das differenzierte Scham-

gefühl des Gastgebers in lebhaftester Weise. Jeder Gang wurde umwandet allein eingenommen. Diese Art, Diners zu geben, ist jetzt in ganz Amerika „modern“ geworden. Ob Europa auch jemals so weit kommen wird? Ich glaube: der plumpe Europäer wird dieses „Schamgefühl“ nicht so bald begreifen.

Paul Scheerbart.

Vom Kinde, vom Mitleid und vom Himmelreich.

Fremde Kinder, die sich meinen nähern, betrachte ich mit Mißtrauen. Ist dieses Mißtrauen unberechtigt? Nähe ist doch alles im Leben.

Einem in der Zeitung mitgeteilten, gar einem in großer räumlicher oder zeitlicher Entfernung erfolgten Unfall kann ich mich nicht fühlend hingeben. Ich habe kein Mitleid mit der bloßen Tatsache fremden Mißgeschickes. Erlebe ich es, dann ergreift es mich: dies ist Mitleidenschaft, ein egoistisches, ein Selbstinteressegefühl. Ich kann ein fremdes Schicksal auch, durch anschauliche Darstellung bewegt, mitfühlen: daher die Gewalt der Dichter und Bildner, nur der echten freilich.

Es gibt Kinder, die sich von vornherein durch Aspekt und Gehaben als zu einer Schicht gehörig erweisen, die mir unangenehm ist. Diese Schicht dulde ich (gefühlsmäßig, nicht etwa doktrinär) bloß als Hintergrund. Ich kann sie sofort in nähere Beziehung zu mir bringen, wenn sie mir dient, wenn ich sie beschenke. Aber auf gleich und gleich kann ich sie nicht gelten lassen. Es ist fade Duselei, wenn ich mich dazu überrede, daß ich's imstande wäre. Die brutal-gefühlsmäßige Praxis belehrt mich sogleich: Ich entferne mein Kind aus der Nähe dieser enterbten Augen, dieser harten Hände. Es sind unkindliche Kinder, arme Kinder. Kindheit ist Luxus.

Das Gleichgefühl ist ein steriles Theoretikum. Es ist im Realen nicht existent. Man mag die „Untern“ nicht anders denn als Beschenkte, als Geduldete, als Unterworfene, Unterwürfige um sich, unter sich leiden. Wie schön ist das selbstverständliche ehrerbietige Grüßen patriarchalisch mit ihrem Grundherrn lebender Landbevölkerung! Wie häßlich, unlauter auch hier die trotzige Regung des Nationalismus: „Warum soll ich den Kerl eigentlich grüßen?!“

Es ist dafür gesorgt, daß diese notwendige „Ungerechtigkeit“ der faktischen Schichtenwelt sich ausgleiche, im Akkord der Welt versöhne. Jesus sagt mit tiefer Bedeutsamkeit: Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, denn ein Reicher ins Himmelreich. Das Himmelreich gehört wirklich den Mühseligen, den Unterworfenen. Dies ist das Gesetz des metaphysischen, des formalen Gleichgewichtes, das „Freigeister“ und Volksaufklärer so übel verkennen und verleumden aus Dummheit = Doktrinarismus. Es gibt ein Himmelreich. Und es gehört den Mühseligen. Aber die ausgleichende Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt. Mit „Recht“. Es ist bornierter Unverstand liberaler und sozialistischer Staatsrechtlehrer, wenn sie die Ungesetzlichkeit der lebendigen Willkür logisch befehden, sie ad absurdum führen zu können meinen. (Menger, Neue Staatslehre). Es gibt im Leben nur Macht aus Tatsachen. Man kann das Leben nicht durch Theorie vom Leben erlösen. Man kann nur pessimistisch darüber philosophieren. (Man kann freilich auch revolutionieren, reformieren — bis auf weiteres.) Die Erlösung ist „jenseits“. Und dies Jenseits ist so gut in uns, wie wir in ihm. Drinnen und draußen sind Illusionsvehikel. Die christliche Religion, wie sie Jesus gelehrt hat, ist die Religion der metaphysischen, d. i. der formalen Gesetzmäßigkeit. Die Welt wäre nicht „rund“, wenn sie nur die blöden Sinnen sichtbare Welt begriffe. Denn diese erscheint wahrhaftig mit Willkür „eingerichtet“. Menschenwerk ist Menschenwille. Aber Gottes werk ist Gottesliebe. Diese Gottesliebe ist die einzige allgemeine, die versöhnende, erlösende Liebe zur ganzen Welt.

Richard Schaukal.

Pariser Salons.

Vor wenigen Tagen ist eine Frau dahingeschieden, die über vierzig Jahre lang in ihrem Hause die geistige Elite des akademischen und literarischen Paris bei sich empfing. Die Gräfin de Loynes, deren Tod die Pforten eines jener Pariser Salons, in denen die altfranzösischen Traditionen der Unterhaltung gepflegt wurden, für immer schließt, besaß die Eigenschaften, ich möchte sagen das Talent, die Herrscherin jenes kleinen intellektuellen Reiches zu sein, das man einen „Salon“ nennt. Der Fortschritt, der mit seinen vielen Verbesserungen und Vorteilen so manches Sinnige, Erfreuliche und Angenehme zerstört, steht auch im Begriff, eine der anregendsten und wertvollsten, geselligen Einrichtungen zu vernichten.

Wer von den Modernen hat heute noch Zeit, sich ganz regelmäßig, zu festgesetzten Stunden, mit denselben Leuten in einem bestimmten Hause fast täglich zu treffen?! Wer hat noch Lust, wenn er ein Dutzend Zeitungen gelesen hat, die gesprochenen Meinungen über Aktualitäten nach den gedruckten zu hören! Wissenschaftliche und literarische Vorträge, Konzerte und Matinees, Ausstellungen, Sport, Kammersitzungen und wie die Tagesbeschäftigungen der Intellektuellen des 20. Jahrhunderts auch heißen mögen, lassen ihnen nicht Zeit zu den gewohnheitsmäßigen Vereinigungen. die die Hauptbedingungen eines Salons sind.

Wie die Damen des 18. Jahrhunderts empfing Madame de Loynes täglich ihre Intimen in den Nachmittagsstunden von 4—7, und einmal in der Woche, am Freitag. zum Diner. Zur Zeit Napoleons III. gehörten zu ihren treuen Gästen der Vetter des Kaisers Prinz Plon-Plon, Théophile Gauthier, Sainte Beuve, Ollivier, Gustave Flaubert, Nigra, Arsène Houssaye usw. In den achtziger Jahren waren es Alexandre Dumas und Ernest Renan, die es sich nicht nehmen ließen, die geistig so anregende Atmosphäre des matt-lila Salons in den Champs Elysées und die ausgezeichnete Küche der Gräfin zu genießen. Der General Boulanger und Clémenceau trafen sich häufig bei der noch immer schönen, stets in Weiß gekleideten Hausfrau. Und erst als die „affaire“, die Frankreich zerspaltete, auch bei den Habitués der Comtesse de Loynes eine Kluft schuf, blieben einige ihrer Getreuen, zu denen der jetzige Ministerpräsident gehörte, fort. Die Gräfin war Anti-Dreyfus, sehr nationalistisch, und das lichtete etwas die Schar ihrer Freunde. Sie, die Frau, die vierzig Jahre lang alle Bedingungen einer Salonbeherrscherin erfüllt hatte, war in den verhängnisvollen Fehler verfallen, eine stark persönliche Meinung zu haben. Im übrigen entsprach sie in allen Punkten den Vorbildern großer Salondamen früherer Jahrhunderte.

Nicht jede kluge und bedeutende Frau hat die Gaben und die materiellen Fähigkeiten, einen Salon zu bilden. Es sind allerlei Faktoren dazu notwendig, die nicht im Bereich des Willens liegen.

Madame Ancelot, die selbst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen berühmten akademischen Salon hatte, in dem Stendhal, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Villiers de l'Isle-Adam, Rachel, Madame Récamier und noch viele andere weltbekannte Persönlichkeiten regelmäßig verkehrten, definiert in einem Werk „Pariser Salons“ den Salon ungefähr in folgender Weise:

„Einen Salon nennt man die intime Vereinigung von Menschen, die sich kennen, seit Jahren zusammenkommen und stets glücklich sind, sich wiederzufinden. Die Wirtin ist das Band, das die Gäste untereinander verbindet, und dieses Band ist um so wertvoller, je mehr man der Hausfrau Geist und Verdienste zuerkennt. Um einen Salon zu bilden, muß man Menschen mit gleichen Ideen und Gewohnheiten, mit einem Wort von gleicher Geschmacksrichtung, um sich zu gruppieren verstehen. Es ist ganz selbstverständlich, daß nur diejenigen Personen Zutritt haben können, deren Bildung und Erziehung auf solchem Niveau stehen, daß man sie mit den edelsten, besten, vornehmsten Zeitgenossen ruhig in Verbindung bringen kann. Bloß der innere menschliche Wert darf in Betracht gezogen werden, Stellung und Vermögen dürfen keine Rolle spielen. Der wahre König in dieser kleinen intellektuellen Republik ist der Geist.“

Wie wenig der heutige gesellige Verkehr diesen Bedingungen entspricht, brauche ich wohl nicht erst zu betonen. Rang und Vermögen spielen heutzutage die erste Rolle, und unsere Salons tragen den Charakter dieser beiden Elemente. Die Ueberhastung im äußeren Leben, die Zersplitterung der Interessen lassen uns nicht zu der beschaulichen Stimmung kommen, in der man unpersönliche, höhere Fragen mit warmer Begeisterung erörtert. Die Aktualitäten sind akuter, unsere materiellen Lebensbedürfnisse brennender, wir selbst zu individuell geworden.

Ein Rückblick in die Salons früherer Jahrhunderte belehrt uns schnell, wie nachteilig das Zeitalter des Telephons und des Automobilismus für jene Vereinigungen ist, die man im 17. Jahrhundert „bureau d'esprit“

nannte. Nach dem Muster des Hotel de Rambouillet, dessen Précieusen von Molière unsterblich lächerlich gemacht worden sind, bildeten sich Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts schnell einige „cénacles", in die geistvolle Frauen die bedeutenden Männer ihrer Zeit hineinzogen. Gewöhnlich hatten die Damen ihre zweite Jugend bereits weit hinter sich. Die Marquise de Lambert, die 1647 geboren ist, kaufte mit 63 Jahren das Hotel des Großherzogs von Nevers, das von Mazarin erbaut worden war und die heutige Nationalbibliothek bildet. Sie ließ es mit herrlichen Malereien und Vergoldungen ausstatten und empfing ihre Freunde hierselbst bis zum Jahre 1733, wo sie als Sechsundachtzigjährige noch jeden Dienstag ihr literarisches Diner präsidierte und täglich für ihre Intimen zu treffen war. Um uns eine Vorstellung von dem geistigen Leben einer solchen Dame zu machen, möchte ich hier nur einige Notizen, die der Memoirenliteratur jener Zeit entnommen sind, anführen:

Die Vormittage wurden zu metaphysischen und moralischen Gesprächen und Dissertationen verwandt. Akademiker, Literaten und Philosophen trafen sich bei ihrer klugen Freundin, und manche für den Druck bestimmte Arbeit erhielt hier ihre Geistestaufe. Abends aber nahm die Unterhaltung einen anderen Charakter an. Hofklatsch, Anekdoten, boshafte Witze, Finanzskandale und ganz besonders die Vorgänge auf dem Kirchhof von Saint-Médard wurden hier aufs lebhafteste kommentiert. Man kann sich denken, mit welchem verächtlichen Lächeln die freisinnigen Geister, wie Fontenelle, Montesquieu, die Wunder der Konvulsionisten, die Tote sprechen und Taube hören machten, beurteilten. Als auf Befehl Ludwigs XIV. der Kirchhof geschlossen wurde, machte ein Distichon, das im Salon der Marquise de Lambert entstanden war, in Paris die Runde:

„De par le Roi, défense à Dieu
De faire miracles en ce lieu."

Einer der Stammgäste der Salons jener Zeit war der Philosoph Fontenelle, der das 100. Lebensjahr erreicht hat. Von ihm erzählte man, daß er während siebenzig Jahren seines Lebens nicht ein einziges Mal bei sich dinierte. Und als man den Hundertjährigen aus seinem Haus zu Grabe trug, soll ein Nachbar, der gerade am Fenster saß, gerufen haben:

„Voilà une chose extraordinaire! Le bonhomme Fontenelle qui sort de chez lui et ce n'est pas pour aller diner en ville!"

Der Salon der Herzogin von Bouillon, in dem La Fontaine seine ersten Fabeln vorlas, der der Madame de Tencin, in dem Marivaux seine Komödien zum besten gab, der der alten, blinden du Deffant, die um ihren Fauteuil in der Nische die vornehmsten Fremden, geistvollsten Höflinge und Politiker, Philosophen und liebenswürdige Frauen versammelte, sind nur ein kleiner Teil der „bureaux d'esprit" jener Zeit. Die Freundin Voltaires, die Marquise du Châtelet, sah ebenfalls die bedeutendsten Männer an ihrem Tisch, der wegen seiner schlechten Beköstigung und gelehrten Unterhaltung berüchtigt war. Der populärste Salon war der der Madame Doublet de Pasan, einer alten Dame, die sich, um ihr Leben ruhig zu beschließen, in das Kloster der „filles Saint-Thomas" einlogierte. (Jetzt befindet sich an der Stelle die Pariser Börse.) Sie war schwer leidend, zerstreute sich aber so gut durch die täglichen Besucher, daß sie vierzig Jahre lang keinen Schritt vor die Türe machte und bis zu ihrem 94. Jahre die Freuden ihres Salons genoß. Jeder ihrer Freunde hatte seinen Fauteuil unter seinem Porträt. Hier wurden die Neuigkeiten des Tages aufgeschrieben und für die Intimen sogar (in jenem zeitungsarmen Jahrhundert!) gedruckt!

Die Diners der Madame Geoffrin waren berühmt, und diese gute, wohlhabende Bürgerin mit dem gesunden Menschenverstand nützte ihren Freunden durch ihre klugen Ratschläge und auch pekuniär.

Etwas politisch angehaucht sind die Salons Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Madame Roland, die während einiger Jahre die Egeria der Girondisten war, schloß die Pforten ihres gastfreundlichen Hauses, um auf das Schaffot zu steigen.

Madame de Staël, die bedeutende Tochter des Ministers Necker, beherrschte lange die politische Welt, und ihr Salon konnte als die Wiege der staatsmännischen Karrieren von Talleyrand und Narbonne betrachtet werden. Der Haß Napoleons verjagte die geistvolle Schriftstellerin, die ihren Salon in die Schweiz verlegen mußte. Zur Zeit des großen Kaisers und Feldherrn kann man höchstens den Salon der Herzogin von Abrantès zu den politischen zählen. Der der Madame de Récamier in der Abbage-aux-Bois hatte durch die häufige Anwesenheit Châteaubriands einen literarischen Anstrich. Madame de Brigne, deren amüsante Memoiren erst kürzlich der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, empfing bis ins hohe Alter alle bedeutenden Leute ihrer Zeit, die sich um ihren vertrautesten, ältesten Freund, den Kanzler Pasquier, scharten. Wie viel ließe sich nicht von den so interessanten Vereinigungen bei der Gräfin de Lieven berichten, jener

einstigen Botschafterin, die die intimste Freundin Guizots wurde, eine Freundschaft, die an der Schwelle des Alters begann (Madame de Lieven hatte die Fünfzig bereits lange überschritten), und die im hohen Greisentum erst mit dem Tode endete. In der Uebergangszeit von Louis Philippe zu Napoleon III. war der Salon der Madame Orfila, in dem die Musik die Politik vertrieb, der glänzendste. Hier sangen die Malibran und Mario, hörte man die Sontag und die Alboni, und das ganze mondäne Paris drängte sich in den verhältnismäßig kleinen Räumen. Unter dem Kaiserreich glänzten die politischen Sammelplätze bei der Fürstin Metternich, Madame Schickler und der Madame Schwetchine, die das Generalquartier der legitimistischen Opposition bot. In diese Zeit fallen auch die bekannten Empfangsabende der Madame de Païva, die in ihrem kleinen Hotel der Champs Elysées die internationale Welt mit der Pracht einer einstigen Demi-Mondänen, die das Glück gehabt hatte, eine Gräfin Henckel-Donnersmarck zu werden, bei sich sah. Alte Pariser erinnern sich noch des Salons der Prinzessin Lise Troubetzkoï, jener bekannten russischen grande dame, vor deren Büffet im Eßsaal sich der Herzog v. Broglie und Herr Thiers den Platz streitig machten, wo man sicher war, im dichtesten Gedränge Gambetta zu treffen, mit einem Wort, alles was es an politischen Größen Europas und Frankreichs zur Stunde in Paris gab, sich um die immer versöhnlich gestimmte Prinzessin versammelte.

Auch die Prinzessin Mathilde, Cousine des Kaisers, hatte noch bis vor wenigen Jahren einen allen großen Schriftstellern und Künstlern zugänglichen Salon. Madame Adam empfängt noch immer des Sonntags in ihrem klösterlichen Schlößchen einer früheren Abtei in Gif bei Paris ihre nationalistischen Russophilen, anti-deutschen Freunde.

Allerdings haben in der heutigen Republik die Salons viel von ihrem politischen Charakter eingebüßt, und in der modernen Pariser Gesellschaft nehmen die literarischen und musikalischen Interessen den ersten Rang ein. Eine der letzten grandes dames, die nach alten Traditionen den cénacle ihrer Tischgesellschaft beherrschte, war Madame Aubernon. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es das Kriterium für einen Schriftsteller, zu den „arrivés" zu gehören, wenn er bei Madame Aubernon eingeladen war. „Je dîne dans la rue d'Astorg" (hier befand sich das Hotel der bekannten Gastgeberin). wurde von den damals eben in die Oeffentlichkeit tretenden Marcel Prévost, Hervieu, Lavedan, Bourget, Henri Becque, Barrès und all denen, die seitdem zu einer gewissen Berühmtheit gelangt sind, selbstgefällig hingeworfen. Die gute Madame Aubernon, die zu ihren Gästen auch Renan, Dumas, Sardou zählte, präsidierte bei ihren Diners mit einer Tischglocke. Unterhaltungen zwischen Tischnachbarn waren untersagt und wurden durch ein energisches Glockenzeichen unterbrochen. Nur allgemeine Gespräche über ein gegebenes Thema waren erlaubt. Diese etwas lächerliche Eigentümlichkeit verhinderte nicht, daß die glänzenden Vertreter des intellektuellen Paris sich dennoch regelmäßig hier einfanden.

Noch heute gehört der Salon der Madame Strauß, der Witwe Bizets, Tochter des berühmten Musikers Halévy, zu einem der angesehensten. Deputierte und Akademiker, Hautefinancen und Kunst treffen sich bei der sehr klugen und sehr gewandten Pariserin.

Bevor ich noch einige der heute wichtigsten akademischen Salons erwähne, möchte ich in wenigen Worten andeuten, worin das Charakteristische eines solchen besteht. Die Damen, die an der Spitze jenes kleinen, intellektuellen Reiches, wie ich es bereits nannte, stehen, haben gewöhnlich einen Freund, der zu den berühmten „Vierzig" gehört und um den sich die Salongetreuen versammeln. Nur selten ist der Gatte der Hausfrau der Chef jener geistreichen Milieus. Diese Tendenz, daß ein bedeutender Mann, der durch seine Werke eine außergewöhnliche Stellung einnimmt, über die gastlichen Beziehungen einer ehrgeizigen Dame herrscht, ist eines der Hauptelemente zur Begründung eines Salons. Und so kommt es, daß die Aspiranten auf einen freien Fauteuil „sous la Coupole" (unter dem Kuppeldach des Instituts) jahrelang vorher ihre gesellschaftlichen Beziehungen danach einrichten. Daher trifft man alle Sonntage bei Madame Arman de Caillavet, geborenen Lippmann, der alten Freundin von Anatole France, bei der Baronin de Pierrebourg, der Vertrauten Paul Hervieus, die Literaten, denen der grüne Frack mit den goldenen Palmen winkt. Der Salon der Gräfin d'Haussonville ist schwer zugänglich. Hier sowie beim Vicomte de Vogüé und dem Grafen Vaudal, wo die Herren des Hauses der Akademie angehören, sind die Salons weniger von Strebern angefüllt.

Leider fehlt es mir an Platz, hier noch von der Salonplejade dichtender und schriftstellernder Frauen zu sprechen. Die eleganten Damen der Hautefinancen, Madame Stern, die unter dem Namen Maria Star Poesien veröffentlicht, Madame Guillaume

Berr, die ihre Romane mit Jean Dornis zeichnet, die Comtesse de Noailles, unsere moderne Sappho, die Herzogin von Rohan und Madame Alphonse Daudet, sie alle schmeicheln sich, kleine, geistige Zentren zu schaffen. Politische Salons im wahren Sinne des Wortes gibt es kaum noch. Sie sind durch musikalische ersetzt worden. An ihrer Spitze steht der der Gräfin de Gréffhule, der Präsidentin und „patronesse des grandes auditions musicales de France". Wer zur Elite der musikalischen Welt gehört, trachtet danach, sich bei ihr einführen zu lassen. Die Comtesse de Béarn, eine weitläufige Verwandte von Meyerbeer, gibt in ihrem byzantinischen Musiksaal mit Orgel musikalische Soireen, von denen ganz Paris spricht. Die Vicomtesse de Trédern, das Ehepaar de Reszké, Madame de Meaupon, Madame Charles Maße, letztere beiden große Gesangskünstlerinnen, vereinen regelmäßig ihre Freunde und „Gehörgenossen" in ihren Salons. Aber diese Unterhaltungen im Reich der Töne haben nichts mehr gemeinsam mit denen, die einst einen Fontenelle, Grimm, Voltaire, Rousseau, Talleyrand, Guizot, Dumas und Renan entzückten. Und als man in der literarischen Welt den Tod der Madame de Loynes erfuhr, erfüllte eine gewisse Wehmut alle die, die jahrelang bei ihr verkehrt hatten. Die Vertreter des intellektuellen Paris, die ihrem Sarge folgten, sagten sich im Gedanken an die für immer verschlossenen Türen des gastfreundlichen Hauses:

„C'était un des derniers salons parisiens, où l'on causait."

Anna Jules Case.

Bücher.

Seit Menzels Friedrich-Büchern haben wir in Deutschland kein von einem Künstler illustriertes Werk von dem Range des „Sindbad der Seefahrer" gehabt. Diese von Bruno Cassirer (gelegentlich der Subskription auf das von Max Slevogt illustrierte Märchenbuch) aufgestellte Behauptung erweist sich jetzt, wo das prachtvolle Werk vor uns liegt, als durchaus zutreffend. Allein der in Ganzpergament gehaltene Einband, auf dem eine vierfarbige Lithographie eine bezaubernde Wirkung übt, zeugt von der lebhaften und bunten Phantasie Slevogts. Den künstlerischen Wert des Buches erhöht es, daß Slevogt auf dem lithographischen Stein arbeitete, von dem die Drucke abgezogen wurden, die somit als Originale zu gelten haben. A. L.

Notizen.

In dem erfreulicherweise immer mehr zum Durchbruch gelangenden Bemühen, an Stelle marktschreierischer Reklame die ästhetisch künstlerische treten zu lassen, ist in den letzten Jahren manches erreicht worden, was selbst vom überzeugtesten Reklamegegner bedingungslos gewürdigt werden muß. Vor uns liegt ein Album des Hauses Chr. Adt. Kupferberg & Co. mit 12 künstlerisch ausgeführten Blättern nach Originalen von dem Maler Erich Mayer-Windhuk, welche von neuem zeigen, wie diese Firma in ihrem ernsten Bemühen, auch mit ihrer Reklame künstlerisch zu wirken, mit an erster Stelle steht.

Die vorzüglich reproduzierten Blätter zeigen uns in bunter Reihe das Leben und Treiben in Deutsch-Südwestafrika. Jedes Blatt für sich ist ein kleines Kunstwerk. Niemand dürfte auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um eine Reklame handelt. Nirgends finden wir einen lauten Hinweis auf das Haus Kupferberg, und manch einer wird an diesen Blättern eine rein künstlerische Freude haben.

Wir wiederholen, daß in der Zeit der marktschreierischen Reklame eine von so diskreter Künstlerhand ausgeführte Arbeit Nachahmung und infolgedessen besonders genannt zu werden verdient. H.

Ueber Ursprung und Auffindung der Aufsätze Max Stirners waren in der Presse Nachrichten verbreitet, die der Herausgeber dieser Arbeiten, John Henry Mackay, — mit der Bitte, dieser Berichtigung hier Raum zu geben, — als nicht zutreffend bezeichnet.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 80; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin O., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Giselastraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

„MORGEN"-VORTRÄGE

VERANSTALTET VON DER WOCHENSCHRIFT

MORGEN.

SONNABEND, DEN 25. APRIL 1908 — ABENDS 8 UHR

IM OBERLICHT-SAAL DER **PHILHARMONIE**

GEORG BRANDES

ÜBER

FRANK WEDEKIND

FÜR DIE ABONNENTEN DES „MORGEN" IST DIESER VORTRAG KOSTENLOS, DOCH MÜSSEN BIS ZUM **MITTWOCH, DEN 15. APRIL,** BEI DER GESCHÄFTSSTELLE DES „MORGEN", BERLIN W. 50, EISLEBENERSTR. 14, UNTER BERUFUNG AUF DEN BETR. BUCHHÄNDLER ODER UNTER EINSENDUNG DER ABONNEMENTSQUITTUNG DIE

EINTRITTS-KARTEN

VERLANGT WERDEN.

FÜR NICHTABONNENTEN:

3 UND **2** MARK.

BILLETS BEI: AMELANG — BOTE & BOCK — WERTHEIM U. A. D. KASSE.

Inhalt

		Seite
An unsere Leser		377
Andrew Carnegie	Japanisches Reisetagebuch (Fortsetzung)	378
Pasta Lombroso	Aus der Vorstellungswelt des niederen Volks	382
E. von Bredow	Französischer Optimismus	388
Karl Schnitzler	Lysistrate	390
O. J. Bierbaum	Politisches u. anderes aus Fiesole	393
Felix Salten	Wiener Mädchen	397
	Randbemerkungen:	
Eduard Goldbeck	Die Bazillenkutsche	400
J. V. Widmann	Schamgefühl beim Essen	401
Viator	Parlamentarische Duelle	401
Helene Volchert-Lietz	Theater und Mode	403
Politische Gedichte		406
Aus dem Musikleben		407
Buchwald	Der Postscheck	410

Manuskriptsendungen an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger, Berlin W 9, Lennéstr. 3. (Sprechstunden: Montags und Donnerstags 5—7 Uhr.)

Königl. Preuss. Staatsmedaille

Seidenstoffe kaufen Sie am besten im

Seidenhaus Michels & Cie

M

Seidenstoffe und Sammete aller Arten für Blusen, Kleider und Futterzwecke in den besten Qualitäten zu den billigsten Preisen

Mustersendungen umgehend ∴ ∴ ∴ und portofrei ∴ ∴ ∴

Franko-Versand aller Sendungen ∴ ∴ ∴ von 20 M. ∴ ∴ ∴

43-44 Leipziger-Ecke Markgrafenstrasse im roten Eckhause

Mech. Seidenstoffweberei in Krefeld